

**Zur *dissoziativen Intellektualität* in der Nachkriegszeit. Historisch-
psychotraumatologische Überlegungen zu Metapher/Metonymie und
Assoziation/Dissoziation bei kritischen, neukonservativen und postmodernen Autoren**
(Harald Weilnböck)

In: **Verletzte Seelen. Möglichkeiten und Perspektiven einer historischen Traumaforschung.**
Hg. v. Günter Seidler und Wolfgang Eckart. Gießen: Psychosozial-Verlag (2005c), S. 125-203.
(vgl. die FAZ-Besprechung, 11.07.05)

Gliederung:

Karl Heinz Bohrsers Emphase der »authentischen Plötzlichkeit« **S. 2**

Die Wiederkehr der textuellen (Übertragungs-)Impulse von Ernst Jüngers »Plötzlichkeit« im
postmodern-dissoziativen Schreiben Peter Sloterdijks **S. 11**

Botho Strauß' *Bocksgesang* und Peter Sloterdijks *Elmauer Rede* im Zeichen der dyadischen
Triangulierungs-Abwehr **S. 18**

Fredric Jamesons Kritik von Postmoderne und dissoziativen »Intensitäten« **S. 25**

Fred Weinsteins psychohistorischer Blick auf Hitler. Dissoziation und der borderline
Zusammenbruch der Fähigkeit, sprachliche Tropen zu bilden **S. 28**

»Ein wahrhaftes Delirium der Metonymie« – Jamesons Konzept der »protofaschistischen«
Sprachdynamik bei Wyndham Lewis **S. 31**

Die absolute Metonymie in D. H. Lawrence' weiß-glühendem »Lachen der Frau« und J. Hillis
Millers Dekonstruktion von Animismus und Sprachzerfall **S. 34**

Die intellektuelle Voreingenommenheit für die Avantgarden. Theodor W. Adornos Hölderlinsche
Parataktik, Walter Benjamins Chock der Sprengung und Jacques Lacans metonymisch gleitendes
Begehren **S. 37**

Poststrukturalistische Trauma-Verklärung – Entlastungsdiskurse von Tätergesellschaften **S. 49**

Skizze einer (Sprach-)Handlungstheorie von Metapher und Metonymie **S. 55**

Die (dissoziative) Metonymie als texttheoretisches Basiskriterium einer handlungstheoretischen
Historischen Psychotraumatologie **S. 60**

Zusammenfassung und Appell an eine interdisziplinäre Geschichts- und Kulturwissenschaft **S. 66**

Karl Heinz Bohrsers Emphase der »authentischen Plötzlichkeit«

Es war Ende der 70er Jahre, als die *Plötzlichkeit* durch Karl Heinz Bohrsers weithin wahrgenommenen Titel zum geflügelten Wort in den deutschen Geisteswissenschaften und Feuilletons wurde. Dabei hatte Bohrer zunächst lediglich versucht, Ernst Jüngers Kriegsschriften mit Blick auf Phänomene der *Plötzlichkeit* in eine »pessimistische Romantik« und avantgardistische »Ästhetik des Schreckens« von europäischer Dimension einzugliedern. Der Schrecken hingegen, den die damals fast ausschließlich linke intellektuelle Gemeinde befahl, war so groß und wurde so plötzlich in Zorn umgewandelt, dass man übersah, was in dieser eigentümlich engagierten Aufwertung des mutmaßlichen Kriegsverherrlichers Jüngers eigentlich zum Ausdruck kam: eine neuerliche, intellektuell sublimierte Regung der gewalthaltigen deutschen Vergangenheit aus der Zeit der beiden Weltkriege und des Völkermords an den Juden Europas. Im Grunde also bewies Bohrsers Intervention die Notwendigkeit, eine andere und aufrichtigere öffentliche wie auch kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit der langen Zeit vor dem Nachkrieg zu beschreiten. In jedem Fall war man durch Bohrer (und Jünger) direkt mit der mangelnden Tragfähigkeit der rein gesinnungs-ästhetischen oder ideologiekritischen Erledigungsversuche und Idealisierungen von Autoren und Oeuvres konfrontiert, die den Habitus des intellektuellen Lebens der 60er- und 70er Jahren prägten. Aus zeitbedingten Gründen jedoch konnte diese Auseinandersetzung nicht zu ihrem tieferen Anliegen durchdringen. Scharf urteilende intellektuelle Egos nahmen umso größere Dimensionen an, je weniger man sich bewusst war, wie sehr und in welch subtilen Weisen die nationale und familienbiografische Vergangenheit auch heute noch ihre Wirkungen entfaltet und wie sehr man, anstelle der ideologischen Richtigkeit der Argumentation, auf die allereigensten emotionalen Regungen beim Argumentieren achten müsste, um diese Vergangenheitswirkungen für sich erschließen und im intellektuellen Diskurs mit bedenken zu können.

Weil jedoch die persönlichen und familiär bedingten Erfahrungsanteile und -verdeckungen damals noch nicht mit einbezogen werden konnten, war nur eine verengte Debatte über Jünger möglich, die mit intensiven, weltanschaulich imprägnierten Übertragungen von (Abwehr-)Affekten besetzt blieb und vielfach zirkuläre (projektiv-identifizierende) Argumentationsmuster ausbildete.

Es wurde intellektuell agiert. Und es folgten *Historikerstreite*, literarisch-essayistische *Bocksgesänge* (etwa von Strauß, Sloterdijk, Walser u. a.) und zahlreiche Phänomene einer neukonservativ-polarisierenden Links-rechts-Inversion. Umso unausweichlicher war, dass auch die große Feuerprobe, vor die die deutsche Öffentlichkeit angesichts des ersten Golfkrieges (1991) gestellt war, auch intellektuellerseits nicht immer bestanden wurde. Neuerlich erfolgte ein unbewusstes Ausagieren von vorsprachlich sedimentierter Geschichtserfahrung: der so genannte Feuilleton-Bellizismus, in dem einige Kunstschaffende und Intellektuelle (wie z. B. Enzensberger oder Biermann) in überraschender – und »plötzlicher« – Weise dem bis dahin maßgeblichen links- und ökoliberalen Grundsatzpazifismus widersprachen. Sie votierten energisch für den ersten Krieg gegen den Irak, dem dann – man mag dabei auch an den Ersten Weltkrieg denken – in relativ kurzem Abstand ein zweiter Krieg folgte. »Jünger revisited«, so könnte man hier in einer amerikanischen Wendung hinzusetzen. Diese und andere Wechselfälle einer zeitgeschichtlichen, zunehmend auch rechts-intellektuelle Akzente setzenden deutschen Intellektualität legen Zeugnis davon ab, dass die neue, sozusagen Bohrsche Gelassenheit, die seit den Anfängen der Kohl-Ära zu einer regelrechten Jünger-Renaissance führte, als trügerisch bezeichnet werden muss. Dass Kohl Jünger 1982 zu den Versöhnungsfeierlichkeiten nach Verdun einlud, Jünger im selben Jahr den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt erhielt und Kohl und Mitterand zu Jüngers 90. Geburtstag in Wilflingen erschienen (vgl. Seferens 1998, S. 41ff.), war keineswegs Ausdruck jener gesellschaftlichen Normalisierung und Beruhigung, die ein wirkliches transgenerationales Durcharbeiten der Erfahrungen von Weltkrieg, Gewalt, Schuld und Trauma kennzeichnen. Dass damit freilich keine rein deutsche Fragestellung berührt ist, mögen diejenigen internationalen Stimmen belegen, die einer durchaus ebenfalls »plötzlichen« Postmoderne huldigten, zumal dabei mitunter auch Ernst Jünger als früher Theoretiker der postmodernen Kulturkonstellation begriffen wurde.

Umso weniger konnte schon Ende der 70er Jahre das, was Bohrer als den »ästhetischen Mehrwert« von Jüngers »Plötzlichkeit« gewürdigt wissen wollte (jedoch nur ungefähr literaturkomparatistisch absicherte), mit hinreichender Präzision beschrieben und als »Mehrwert« auch handlungstheoretisch geprüft werden. Mit der Isolierung einer formalen Kennzeichnung der »Plötzlichkeit«, des »Momentanismus« und der »Intensität« bzw. der visuellen »Wahrnehmungsintensität« in Jüngers Erzählen über den Krieg (Bohrer 1978, S. 141) hatte Bohrer

die Kriterien dieses »Mehrerts« ja nur sehr ungenau umrissen: Der »intensive ... punktuelle Wahrnehmungscharakter verleiht dem Wahrgenommenen die Authentizität« und bedingt die »Außergewöhnlichkeit der wahrgenommenen Bilder« (ebd. S. 142). Eine weiter reichende Begriffsexplikation erfolgt nicht: »Intensivität«, »Plötzlichkeit« und »Authentizität« bestehen, so legt Bohrer nahe, einfach dann, wenn in einem Text intensive Bilder/Inhalte plötzlich erscheinen, und zwar so, wie man das bei Jünger und den Avantgarden beobachten kann. Begreift man Jünger solchermaßen als den verspäteten Baudelaire, den die deutsche Literatur immer vermisst hat, so müssen seine notorisch-enthusiastischen Kriegsverklärungen in der Tat nicht als weltanschaulich fragwürdig gelten; und Jünger kann »einem ästhetischen Konzept« zugeordnet werden, »das von den Ästhetikern der *Décadence*, Wild, Bahr, gefordert worden war [und] theoretisch erstmals in Nietzsches Satz, das Dasein der Welt sei nur als »ästhetisches Phänomen«, [gerechtfertigt war]« (ebd. S. 138). Was also als Kriegsverklärung erschienen sein mag, ist somit als Ausdruck einer künstlerischen »Authentizität« und der »tatsächlichen Artikulation von vorreflexiven Erfahrungen« ästhetisch legitimiert (ebd. S. 141). Jedoch: Schon die textanalytische Begründung ist zirkulär, so dass diese Konzeptualisierung des »ästhetischen Mehrerts« nicht trägt. Zu sehr ruht die Begründung auf einer rein *inhaltsanalytischen* und *geistesgeschichtlichen* Bezugnahme auf die europäischen Avantgarden, die durch keine irgend *handlungstheoretische* Fundierung gestützt ist.

In diesem konzeptuellen Vakuum musste sich der Streit zwangsläufig zunächst auf philologische Debatten verengen, insbesondere auf den – in handlungstheoretischer Hinsicht vergeblichen – Streitpunkt, ob die Verknüpfung, die Bohrer zwischen Jünger und den europäischen Avantgarden herstellt, philologisch gerechtfertigt ist. (1) Dabei hat diese rein geistesgeschichtliche (aber durchweg politisch tingierte) Auseinandersetzung darüber hinweggetäuscht, dass eine ganz grundsätzliche Frage vollkommen ungeklärt ist: Wie sinnvoll ist es überhaupt, davon auszugehen, ein ästhetikgeschichtliches Attribut wie das des Avantgardistischen (oder »Plötzlichen« und »Authentisch[en]«) könnte Aufschluss darüber geben, ob und wie ein literarischer Text gesellschaftlich-politisch zuträgliche bzw. unzutragliche Wirkungen entfaltet? Gerade in der Zuspitzung auf ein nur *texttheoretisches* Attribut (»avantgardistisch«, »plötzlich«) mag man füglich Zweifel anmelden. Davon jedoch bleibt die *handlungstheoretische* Grundannahme unberührt, dass bei weithin rezipierten ästhetischen und medialen Produkten (Literatur, Film etc.) grundsätzlich auch mit lebensweltlichen Folgewirkungen zu rechnen ist, die sich in individuellen

LeserInnen wie auch in kollektiven Diskursen niederschlagen (vgl. hierzu Charlton in Teil 12). Ferner ist davon auszugehen, dass diese anzunehmenden Wirkungen nicht selbstverständlich als zuträgliche vorausgesetzt werden können, wenn es sich bei dem medialen Gegenstand um schöne oder avantgardistische Literatur handelt. Diese handlungstheoretische Dimension muss zuerst systematisch besprochen werden, bevor man sich dann einer weiteren, bei Bohrer ungeklärten Frage zuwenden kann: Worum genau handelt es sich bei den »vorreflexiven Erfahrungen«, die Bohrer in der »Plötzlichkeit« des Jünger'schen Erzählens enthalten sieht und den linksintellektuellen Kritikern entgegenhält? Inwiefern spielen Gewalterfahrungen und psychische Traumatisierung aus Krieg und Vorkrieg in ihnen eine Rolle? Wie werden diese potenziell psychotraumatischen, »vorreflexiven Erfahrungen« in Jüngers *literarischer Interaktion* (Weilnböck 2004a, 2005a/b) weiterhin narrativ und/oder psychisch bearbeitet? Und wie werden sie interaktional, d. h. gegenüber der LeserIn umgesetzt? Diese genuin handlungstheoretischen und historisch-psychotraumatologischen Fragen sind in der Bohrer-Debatte wie auch in der Jünger-Philologie bisher nicht nur nicht beantwortet, sondern noch gar nicht eigentlich gestellt worden.

Weiterhin ist bemerkenswert: Nicht nur verfügt Bohrers überaus erfolgreicher Plötzlichkeitsbegriff über keine im eigentlichen Sinn *analytische* und *erklärende* Erschließungskraft. Er weist bereits als reiner Beschreibungsbegriff Schwächen auf. Denn die Gegenprobe macht deutlich: Jüngers frühe Schriften sind nicht nur von Phänomenen der Plötzlichkeit geprägt, sondern auch – was Bohrer und seine Kritikern seither übersahen – von deren Gegenteil: von Phänomenen der sozusagen *anti-plötzlichen*, visuellen Stillstellung und Handlungsblockierung. (2) Solche zeitenthobenen Bildfixierungen artikulieren sich in den *Stahlgewittern* vor allem in Naturkontemplationen:

Wenn wir der Natur ins Gesicht sehen, verschwindet das Kleinliche des Augenblicks ... und die durch eine Überfülle wechselnder Bewegungen hervorgerufene Reizbarkeit wird durch die Weite und Stille des Umkreises beruhigt. (Jünger 1978, S. 442)

Hier wird der Plötzlichkeit des »Augenblicks« entschieden abgeschworen, und ein gegenteiliger Wahrnehmungsmodus der Bewegungsfixierung und Unverrückbarkeit im Zeichen von »Weite und Stille« greift Raum. Auch für eher dramatische als kontemplative Erzählpassagen werden Erlebnisse des fixierten Gebannt-Seins berichtet, die sich nicht nur dem Plötzlichen, sondern überhaupt jeder Wahrnehmung von Veränderung widersetzen: Schon an früher Stelle schildert der

Erzähler der *Stahlgewitter*, wie er angesichts der Szene nach einem Granateinschlag fühlt, dass »[seine] Augen wie durch einen Magneten an diesen Anblick geheftet [sind]« (ebd. S. 13). Die Erlebnis- und Erinnerungsprozesse selbst scheinen eine kognitive Stillstellung zu erfahren: »Das Bild gräbt sich glühend in mein Gehirn« (ebd. S. 473). Ein fotorealistisch exaktes Standbild wird »mit allen Einzelheiten« unverrückbar fest fixiert, so dass jegliche assoziative Vernetzungsbewegung, die doch für menschliche Wahrnehmung und Erinnerung prinzipiell charakteristisch ist, eliminiert zu sein scheint. Wo *Plötzlichkeit* und ihr Gegenteil, die *anti-plötzliche Stillstellung*, zusammen auf den Plan treten, entsteht dringender begrifflicher Differenzierungsbedarf. Auch zeichnet sich die Notwendigkeit eines interdisziplinären Paradigmenwechsels ab: Wird doch hier gleichzeitig erahnbar, welcher wissenschaftlichen Ressourcen man sich sinnvollerweise bedienen sollte, um weiter reichende Beschreibungen und genauere Erklärungen dieses Komplex von *Plötzlichkeit/Anti-Plötzlichkeit* erschließen zu können. Denn die fotorealistisch fixierten und eidetisch exakten »Eingrabungen« in das Gehirn sind in der Psychotherapieforschung und speziell in der Psychotraumatologie als *dissoziative Flashback-Erinnerungen* bekannt (3), die im Kontext von traumatischen Erlebnissen regelmäßig auftreten und deren quälende Zwanghaftigkeit und Angstbesetzung eine zentrale therapeutische Aufgabe darstellen.

Vor allem jedoch gewinnt hier unsere eigentliche, intellektualitäts-geschichtliche Frage an Profil. Sie lautet: Wie konnte es kommen, dass die letztlich so wenig tragfähige Beschreibungskategorie der *Plötzlichkeit* in weiten, ästhetisch und auch gesellschaftlich-politisch interessierten Kreisen eine so große Resonanz fand? Und wieso konnte ihr so schlecht entgegnet werden? Hierbei handelt es sich um eine im Grunde interaktions- und übertragungs-theoretische Frage (im Sinne des psychoanalytischen Übertragungsbegriffs), die in historischer Hinsicht bis auf Jüngers Texte selbst und somit auf die Zeit des Ersten Weltkriegs zurückführt: Inwiefern lässt sich die hohe Anziehungskraft der *Plötzlichkeit* (wie auch anderer, ähnlicher Begriffe), die Bohrer ja in durchaus nachvollziehbarer Weise aus Ernst Jüngers Erzählen ableitet, als eine unbewusste psychoaffektive (Gegen-)Übertragungswirkung verstehen, die von den Texten Jüngers ausgeht, von Bohrer aufgenommen wird und sich so bis in verschiedene intellektuelle und feuilletonistische Diskurse der zweiten Jahrhunderthälfte erstreckt? (4) Salopp gefragt: Warum hat die *Plötzlichkeit* im Deutschland der 70er und 80er Jahre einen so spontanen, selbst wiederum plötzlichen Zuspruch

erfahren und entsprechend polarisierende Dynamiken entfacht? Warum war man so bereitwillig *plötzlich* – sei es unter den Prämissen des Schreibens von Jünger, Bohrer, Strauß, Sloterdijk, sei es unter denen einer emphatisch aufgefassten Postmoderne?

Die Leithypothese, unter der diese noch tastenden Fragen und Beobachtungen im Folgenden gebündelt werden sollen, konzentriert sich auf den psychologischen Begriff der *Dissoziation* im Unterschied zur *Assoziation*: Die große geisteswissenschaftliche und feuilletonistische Akzeptanz von intuitiven Kategorien und Verfahren der *Plötzlichkeit* einerseits und die gleichzeitig zu beobachtende Unsicherheit bzw. Polarisierung in deren präziser Beschreibung und Einschätzung andererseits sind Ausdruck *eines* intellektualitäts-geschichtlichen Problemzusammenhangs: Die verfänglichen intellektuellen Faszinationen der *Plötzlichkeit* sind meines Erachtens ein Indiz dafür, dass ein prinzipieller handlungstheoretischer Unterschied, der zwischen den psychoaffektiven und sprachlich-interaktionalen Verfahren der *Assoziation* und der *Dissoziation* besteht, gerade im intellektuellen und kulturwissenschaftlichen Diskursfeld bisher nicht nur nicht konzeptualisiert und erforscht wurde, sondern noch gar nicht als essenzieller Unterscheidungsbedarf erkannt wurde. Die verschiedensten Strömungen der Nachkriegsintellektualität hatten es mehr oder weniger bewusst mit dissoziativen Phänomenen zu tun, sowohl in ihren Gegenständen als auch in ihren eigenen Verfahren. Sie vermochten es jedoch nicht, eine Differenz von *assoziativen* versus *dissoziativen* Modi der Interaktion zu formulieren und vor allem: das destruktive Potenzial von dissoziativen Verfahren und Dynamiken zu erkennen. Zugegebenermaßen ist hier eine Unterscheidung anvisiert, die am Gegenstand selbst nicht leicht zu vollziehen ist. Denn auf den ersten, intuitiven Blick mag das, was sich nach eingehenderer Analyse als ein *dissoziativer* Denk- und Handlungsmodus bzw. Erzählmodus darstellt, zunächst, ebenso wie ein *assoziativer* Modus, genau das enthalten, was wir gewohnt sind, als Anzeichen von gedanklicher und psychoaffektiver Reichhaltigkeit, von Kreativität und hoher interaktiver Beziehungsvernetzung zu verstehen. Auch mögen sowohl *assoziative* als auch *dissoziative* Vollzüge gleichermaßen durch eine gewisse Plötzlichkeit ihrer Dynamik imponieren. Mit Bohrer zu sprechen hieße dies: Beide Modi mögen gleichermaßen durch formale Charakteristika gekennzeichnet sein, die auf die Momentanität und Fragmentarisierung eines avantgardistischen Wahrnehmungsrahmens verweisen und die wir gemeinhin mit Liberalität, Fortschrittlichkeit sowie gesellschaftlicher und persönlicher Horizonterweiterung verbinden und als grundsätzlich zuträglich

einzuschätzen. Umso notwendiger ist es, theoretische Modelle einer Differenzierung zwischen *assoziativen* und *dissoziativen* Handlungs- und Ausdrucksmodi zu bilden und entsprechende Beobachtungskriterien bereitzustellen. Dies vor allem deshalb, weil sich aus der Sicht der Psychotherapiewissenschaften – dies sei hier kurz vorweggenommen – in dieser Sache ganz erhebliche Unterschiede abzeichnen. Denn: Psychologisch gesehen, ist dort, wo dissoziatives Denken/Handeln vorliegt – so lebendig, inspiriert, kreativ oder genial es erscheinen mag – nicht persönliche Horizonterweiterung, sondern vielmehr deren Gegenteil wirksam: Dissoziation bewirkt mentale Verengungen, die den Zweck haben, die assoziationslogische Erinnerung und das mentale (therapeutische) Bearbeiten von als unerträglich erlebten und/oder transgenerational vermittelten psychischen Traumata abzuwehren. Dissoziation nimmt dabei in Kauf, dass der erzielte Abwehreffekt durch ein hohes Maß an Lebenseinschränkung und destruktiven Interaktionsdynamiken entgolten wird. Im Gegensatz dazu sind dort, wo assoziatives Denken/Handeln sich entfaltet und psychische Verbindungen geknüpft werden, die Prozesse der therapeutischen Erinnerung und Bearbeitung wirksam. (5)

Der im psychologischen Hintergrund von verschiedenen textuellen Phänomenen der *Plötzlichkeit* sich abzeichnende grundlegende Unterschied könnte also größer nicht ausfallen: Er entscheidet über Aufhebung/Therapie oder Ausagieren/Weitergabe von Trauma- und Gewaltdynamiken im jeweiligen soziokulturellen Kontext. Und dies führt uns gleichzeitig zu den Grundfragen einer *Historischen Psychotraumatologie* – was angesichts der zugrunde liegenden Thematik des Ersten Weltkriegs nicht überraschend ist. Diese fragt in historischer Perspektive nach den psychosozialen Wirkungsmechanismen, die in bestimmten kollektiven Ereignissen/Erlebnissen der Gewalterfahrung und -ausübung (allgemeiner: in bestimmten Epochen der menschlichen Lebensbewältigung und -gestaltung) zum Tragen kamen, also nach den seelischen Verletzungen und Beeinträchtigungen. Sie fragt ferner nach deren Auswirkungen und nach den psychosozialen und soziokulturellen Verfahren der Traumabearbeitung, die in der Epoche in sowohl individueller als auch kollektiver Hinsicht entwickelt wurden, um diese Gewalterfahrungen psychisch und gesellschaftlich – mehr oder weniger erfolgreich – zu bearbeiten. Anders formuliert: Aufgabe einer *Historischen Psychotraumatologie* ist es, die historischen Verlaufsformen des Zirkels der transgenerationalen (und transtextuellen) Weitergabe von Handlungsmodi der Gewalt sowie die historischen Verfahren zu dessen Unterbrechung bzw. Aufhebung zu rekonstruieren. Diese

Aufgabe macht es unabdingbar, eine nicht nur *psychologische*, sondern auch *medientheoretische* Konzeption zugrunde zu legen. Denn zum einen sind Phänomene der psychosozialen Traumabearbeitung immer auch medialer/textueller Natur; und zum anderen wird die Rekonstruktion von historischen Bearbeitungsmodi in methodologischer Hinsicht immer wesentlich auf der Recherche von Texten/Medien und deren Rezeption durch die RezipientInnen beruhen. Eine *Historische Psychotraumatologie* muss also nicht nur in psychotherapie-wissenschaftlicher Hinsicht die unhintergehbare sprachliche und dialogisch-narrative Verfasstheit von menschlicher Erfahrungsschilderung und -bearbeitung bedenken. In der Arbeit mit historischen und kulturellen Zeugnissen muss auch dem Bereich der *medialen Interaktion* von Individuen und Gesellschaften Rechnung getragen werden.

Dabei kommt den ästhetischen und intellektuellen Textsorten (und Interaktionsbereichen) eine besondere Rolle zu; wird man doch von der Annahme ausgehen können, dass die Handlungsfelder von Kunst, Literatur und Film wie auch der Bereich der elaborierten öffentlichen/intellektuellen Debatte wesentliche Faktoren der individuellen und gesellschaftlichen Bearbeitung von Erfahrungen des Erleidens bzw. Ausagierens von gewaltsamen und destruktiven Handlungsformen darstellen. Und hier kommen die Geisteswissenschaften auf den Plan. Für sie besteht die Herausforderung darin, den gegebenen medien- und ästhetik-theoretischen Konzeptionsbedarf nicht mehr nur in einer rein *inhaltslogischen* und *texttheoretischen* Weise zu bedenken, wie dies für herkömmliche geisteswissenschaftliche Modellbildungen bezeichnend ist. Vielmehr bedarf es eines *handlungs- und interaktionstheoretischen* Konzepts von ästhetischer Interaktion, das nicht nur zu erfassen sucht, was der Inhalt oder der Sinn eines *Textes* ist, sondern auch, in welchen Weisen die *menschlichen Psychen* von AutorInnen und LeserInnen – vermittelt der Texte/Filme etc. – miteinander interagieren. Essenziell hierbei ist ferner, dass diese Interaktion nicht nur als kognitiver, sondern auch als psycho-affektiver Prozess begriffen wird. Wie sonst sollte die ästhetische Darstellung eines soziokulturell bedeutsamen Gewalt- und Traumathemas eine für die psychosoziale Bearbeitung zu- und/oder abträgliche Wirkung entfalten, wenn sie dies nicht in ihrer affektiven Interaktionsqualität täte? Psychotraumatologische Kunst- und Literaturforschung muss somit interdisziplinär und multi-methodisch konzipiert sein. Dabei wird einerseits der Forschungsbereich der klinischen Psychotraumatologie nicht der Grundlegungen einer handlungstheoretischen Geistes- und Geschichtswissenschaft entbehren können, wie

andererseits insbesondere die Kultur- und Geisteswissenschaften nicht in ihrer angestammten philologischen Autonomie jenseits von psychosozialen Handlungsaspekten werden verharren können.

Vor diesem Hintergrund möchte ich nun den Blick auf Texte, Debatten und Diskurse der Nachkriegszeit und insbesondere der 90er Jahre lenken und an sie die historisch-psychotraumatologische Grundfrage richten, inwiefern in ihnen Auswirkungen der deutsch-europäischen Gewalt- und Leidensgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts erkennbar sind und welche intellektuellen und psychosozialen Modi der Traumabearbeitung in ihnen zum Ausdruck kommen. Die Frage zielt auf die historisch-posttraumatologische Signatur, die insbesondere Deutschland gegen Ende des Jahrhunderts trägt. Als Ausgangspunkte dienen der oben bereits kurz referierte Karl Heinz Bohrer sowie – im Folgenden – Peter Sloterdijk; und zwar beiderseits in ihrem Nachdenken über die Kriegsschriften Ernst Jüngers, wodurch gewährleistet ist, dass der philologische Bezug zu einem Erzähldiskurs aus der Mitte der »Ur-Katastrophe« des Ersten Weltkriegs (6) erhalten bleibt. Gleichzeitig sind durch diese Autoren verschiedene geistesgeschichtliche Stichworte wie das des Ästhetizismus (Jünger), des Konservatismus bzw. der Avantgarde (Bohrer) und der Ideologiekritik bzw. Postmoderne (Sloterdijk) aufgerufen. In einzelnen Stichproben sollen die Verfahrensweisen und Leistungen eruiert werden, die in diesen jüngeren Denktraditionen im Hinblick auf die psychosoziale Integration der gewaltsamen/psychotraumatischen Geschichts-Erfahrungen erbracht wurden. Dabei werden Botho Strauß' *Bocksgesang* und Sloterdijks *Elmauer Rede* (ansatzweise auch Martin Walsers *Friedenspreis-Rede*) besondere Brennpunkte dieser Suche darstellen, des weiteren die Diskursfelder der Psychohistorie (von Fred Weinstein), der Postmoderne-Theorie (Fredric Jameson, Walter Sokel und wiederum Sloterdijk), der Dekonstruktion (J. Hillis Miller) der strukturalen Psychoanalyse (Jacques Lacan) sowie des Poststrukturalismus (Francois Lyotard u. a.). Zusammengefasst werden die Befunde im Zuge einer Auseinandersetzung mit den rhetorischen bzw. linguistisch-psychodynamischen Begriffen von Metapher und Metonymie. Dies soll im Kontext der akzentuiert psychotraumatologisch aufgefassten Begriffe der Assoziation und Dissoziation geschehen, wobei vor allem auf Ressourcen der neueren übertragungs- und interaktionstheoretisch ausgerichteten Psychoanalyse, der (Zweitgenerations-)Traumaforschung

über Shoah-Opfer, der Narratologie, der psychoanalytischen Theorie der menschlichen Symbolisierung und der neueren Schlaf- und Traumforschung zurückgegriffen wird.

xxx Die Wiederkehr der textuellen (Übertragungs-)Impulse von Ernst Jüngers »Plötzlichkeit« im postmodern-dissoziativen Schreiben Peter Sloterdijks

Von Jünger/Bohrer ausgehend einen intertextuellen Transformationsweg bis hin zu Postmoderne-Konzepten herzustellen, hat zuerst Walter Sokel unternommen. Dass dies gelingen konnte, ist nur auf den ersten Blick überraschend. Sind doch die Kategorien, anhand derer man im Allgemeinen die postmoderne Situation beschrieb, und Bohrers Wahrnehmungen über die Jünger'sche Plötzlichkeit und Intensität nah verwandt. Wo die Postmoderne vielfach als Befindlichkeit eines nur mehr (oder endlich) rein momentan und situativ wahrnehmenden Subjekts im erinnerungs- und geschichtsfreien Hyperraum der flottierenden Signifikanten und Simulakra begriffen wurde, zeigt sich das Bild einer Bewusstseinslage, deren Wahrnehmung und Kognition ausschließlich von *plötzlichen* und *intensiven* Bild-, Gegenstands-, Situations- und vor allem Bewusstseinswechseln gekennzeichnet ist. In dieser Hinsicht also hat Bohrers Akzentuierung einer Plötzlichkeit in Jüngers Kriegsschriften bereits 1978 eine spätere, postmodern-theoretische Auslegung dieses Autors in einem wesentlichen Aspekt antizipiert. Dementsprechend unterstreicht Sokel in seiner postmodern-theoretischen Sicht auf Jünger dessen – nicht ohne Nietzsche zu denkende – diskontinuierliche Auffassung der Zeit- und Geschichtsdimension, die, wie die postmoderne, davon ausginge, dass Historie und Erfahrung nicht mehr zwingend in eine kohärente und umfassend gültige narrative (und psychische) Repräsentation gebracht werden können. Diese Repräsentation gestalte sich heute vielmehr als Abfolge von – plötzlichen – Momenten, die sich dem übergreifend-kontextualisierten Sinnverstehen entziehen und somit techno-logisch organisiert sind: »technology is a language that eliminates the hermeneutic dimension« (Sokol 1993, S. 36), was Jüngers emphatischem Technik-Begriff durchaus entspricht. Zudem könne, so impliziert Sokel des weiteren, Jüngers (prä-)postmoderner, anti-hermeneutischer Impuls die Legitimität der revoltierenden Selbstverteidigung des schwächeren, postmodernen Subjekts gegen die dominanten Herrschaftsdiskurse (»master narratives«) der Moderne beanspruchen, insbesondere gegen den christlichen, aber auch gegen den

marxistischen und den humanistischen Geschichtsdiskurs. In einer Sprache, die »fundamentally non-referential« sei und keine beherrschenden hermeneutischen Bedeutungskontinuitäten aufbaue, würden diese »master narratives« in abrupt dislozierenden Manövern kreativ gestört und ihrer Macht enthoben, während das punktuelle, ausschließlich in reiner Momentanität entstehende Sinnerlebnis eine authentische Intensität entfalte. Somit greift bereits der durchaus besonnene geisteswissenschaftliche Autor Sokel angesichts Jüngers Texten zu einer Terminologie der postmodern-theoretischen und jedenfalls anti-hermeneutischen Abspaltung von Kontexten, die genau besehen *dissoziativer* Natur ist. Denn indem sie die »hermeneutische Dimension [eliminiert]«, ist sie unwillkürlich gegen das unabdingbare *assoziative* Prinzip jeglicher hermeneutischen Sinn- und Subjektbildung gerichtet. In seiner Form hingegen bleibt Sokels Argumentation modern bzw. integriert, insofern sie in einer in sich konsistenten und nachvollziehbaren Weise formuliert wird und somit den dialogisch-assoziativen Anknüpfung und die begründete Erwiderung nicht von vornherein schon durch jenen Gestus der argumentativen Unfassbarkeit unterbindet, der für Postmoderne-Theoretiker überwiegend stilbildend war.

Einen Beitrag, bei dem dies nicht mehr der Fall ist und der den Bezug zwischen Jünger und der Postmoderne nicht mehr argumentativ, sondern suggestiv und gestisch, im Stil und Habitus des Schreibens herstellt, legte Peter Sloterdijk vor. Weil dessen szenisch-textlich agierende Umsetzung dessen, was in Jüngers »Plötzlichkeit« tatsächlich an »vorreflexiven Erfahrungen« enthalten ist, die Gegenübertragungs-Dynamik zu den Primärtexten Jüngers mit besonderer Prägnanz in Erscheinung treten lässt, soll genauer auf Sloterdijk eingegangen werden. Sein Beitrag für den Festschriftband zu Ernst Jüngers hundertstem Geburtstag im Jahre 1995 (Figal & Schwilk), in dem auch ausgesprochen rechtsintellektuelle Stimmen zu Wort kommen, vermeidet jede ausdrückliche Erwähnung sowohl von Jünger als auch von Postmoderne-Theorien. Vielmehr versammelt er in einem eigentümlichen kompilatorischen Furor eine Reihe von plötzlich wechselnden Betrachtungen über diverse kulturhistorische Gegenstände. Sloterdijk beginnt mit dem Phänomen des Jubiläums – der »von mehreren Nullen illuminierten Zahl« (1994, S. 109). Dabei ergeht die phänomenologische oder gestalt-theoretische Betrachtung, dass, obwohl die »Null ein Nichts« ist, »sie einen Ausblick auf das Runde, Vollkommene, Beschlossene [eröffnet]«, jedoch auch »Übergangsturbulenzen« erzeugt – »sozusagen zerogene Krisen«. Inwiefern es hier auch darum geht, dass ein assoziatives Ganzes von dissoziativen Turbulenzen betroffen ist, wird in

keiner Weise erwogen und integriert. Vielmehr folgt eine in sich turbulent strukturierte Betrachtung über das Génitron, jene elektronische Uhr am Pariser Centre Pompidou, die über Jahre hinweg die Sekunden bis zum Jahrtausendwechsel herunterzählte, wobei gleichzeitig von der »Kühnheit der französischen Aufklärung« und der Grandeur der Hauptstadt die Rede ist, in der »die Strukturalisten den Vorrang des Signifikanten zelebrierten«, ferner »Lacan gelehrt hat« und Derrida wirkt. Eine Kontemplation des gregorianischen Kalenders im Kontext einer früh beginnenden Aufklärung schließt sich an (ebd. S. 120): Bereits im Pandora-Mythos habe für die »europäische Menschenwelt ein Prozess von ambivalenten Neuheiten« begonnen (ebd. S. 123); und mit Pandoras Büchse sei ein »Ereignisschoß aufgeplatzt, den wieder zu verschließen für uns unmöglich scheint« (ebd. S. 125). Im anschließenden Abschnitt vollzieht Sloterdijk die männlich-energische Überbietung des Pandora-Prinzips durch Pythagoras und Nietzsche: »Das Große und Neue des Wissens kommt [zuerst] erleuchteten Weisen und abgesonderten Forschern zu Gesicht« (ebd. S. 126), die Sloterdijk den »dumpfen Mehrheitsmenschen« gegenüber stellt. Von diesem offenkundig narzisstisch strukturierten und dissoziativ-polarisierenden Konzept aus verweist Sloterdijk anspielungsweise auf einige Nietzscheanisch aufgefasste Gegenstände des zwanzigsten Jahrhunderts, z. B. auf Steven Spielbergs *Jurassic Park*, auf »Oppenheimer« (den Erfinder der Atombombe), auf die »Beschreibung der DNS-Ketten« u. a. m.

Das Pathos dieser durch plötzlich wechselnde Schlaglichter »erleuchteten« Impressionen scheint in vermittlungs-strategischer Weise dadurch gedämpft werden zu sollen, dass der Artikel insgesamt in der Haltung einer General-Ironie abgefasst ist. Diese muss allerdings bei näherem Hinsehen letztendlich eine Pseudo-Ironie genannt werden; denn die bloße Geste einer sich unterschiedslos auf alles erstreckenden Ironie gibt an keiner Stelle den Blick auf den Ankerpunkt jener Position der persönlichen Wahrhaftigkeit frei, ohne den eine ironische Distanznahme vollkommen bezugslos und unnachvollziehbar bleiben muss. Dementsprechend konstatiert und/oder begrüßt Sloterdijk – seine Einschätzung bleibt systematisch im Unklaren – das historische Ende der Aufklärung. Diese mache nun einer »postmodernen Psychologie« und deren »neuroautosuggestivem Paradigma« Platz, das jedenfalls definitiv gegen die Psychoanalyse gerichtet sei – womit freilich implizit der gedankliche und psychoaffektive Modus der Assoziation selbst abgeschafft wird (ebd. S. 129): Das »psychoanalytische Verfahren« habe am Ende des Jahrhunderts »auf breiter Front ausgespielt.« Das Prinzip »Erinnerung« wird durch das Prinzip des

»Vorsatzes« und der »Selbsteinbildung« ersetzt. »Folglich müsste man Menschen nicht auf Erinnerungen bringen, sondern entstoren und loslassen.« (ebd. S. 129) Sloterdijks einigermaßen plötzliches (und in sich einer Dynamik der vielen Plötzlichkeiten folgendes) Bekenntnis zu einer rein dem Moment verpflichteten Anti-Analytik ist offenkundig dissoziativ organisiert. Denn indem es das herkömmliche Motto: »Erkenne Dich selbst!«, zugunsten des »neu-autosuggestiven« Mottos: »Mache dir erfolgreich etwas vor!«, verabschiedet, redet Sloterdijk – in emphatischer »Identifikation mit dem Aggressor« (bzw. mit dem psychotraumatischen Introjekt) – der psychischen Abspaltung von Erinnerungsgehalten das Wort. Im bedenkenlosen, weil gleichermaßen dissoziativen Widerspruch dazu wiederum kann Sloterdijk dann eine Nietzscheanische Schlussfolgerung anfügen, die zwar »Erinnerung« zum Thema hat, aber letztlich lediglich der Pseudo-Ironie auch eine spezifische Pseudo-Erinnerung zur Seite stellt: »Übermensch ist, wer das Gedächtnis der Erde aufbricht und die Materie zwingt, sich an ihre verlorenen Ungeheuer zu erinnern« (ebd. S. 128). (7) Hier artikuliert sich eine von latenter dissoziativer Fühllosigkeit (bzw. Depersonalisierung und Anhedonie) getragene Subjektkonstellation, die aus Gründen der Selbststabilisierung und -stimulation ein vitalistisches Aggressionspotential unterhält (»zwingen«/»brechen«/»Ungeheuer«) und die in ihren animistischen Projektionen (in denen Psychisches wie die »Erinnerung« auf die unbelebte »Materie«/»Erde« projiziert wird) diejenige dissoziativ-doppelbindende Interaktionsform errahnen lässt, die ihr psychogenetisch zugrunde liegt. Dass in dieser mythisch-bildlichen Szene die »Erinnerungen« eines Anderen »erzwungen« werden, während sie in sich selbst (»neu-autosuggestiv«) abgespalten bleiben, komplettiert den Befund eines dissoziativen Modus des Denkens, Erinnerens und Erzählens, der überdies in vergleichbarer Weise auch in den Jünger'schen Kriegsschriften aufgewiesen werden kann (vgl. Anm. 7).

Sloterdijk stellt nicht wirklich philosophische, reflexive Überlegungen zu Phänomenen der Plötzlichkeit, der Postmoderne oder zu Ernst Jünger an. Vielmehr begibt er sich in ein – im Grunde mehr ästhetisches als wissenschaftliches – *textuelles Ausagieren* dessen, d. h. er setzt den Jünger'schen (Interaktions-)Stil der Plötzlichkeit und des Dissoziativen, dessen textuelle Übertragungen er aufnimmt, in seiner eigenen textuellen Darstellungs- und Interaktionsform unmittelbar um und legt sie somit auch den LeserInnen nahe. Dabei wählt Sloterdijk Bilder, die geeignet sind, den Gestus der plötzlichen und energisch-aggressiven Abspaltung eindrücklich zu unterstreichen bzw. dessen suggestive Übertragung auf die LeserIn zu unterstützen. Schon die

Eröffnung des Artikels durch das Insistieren auf der Thematik des Jubiläums, das definitionsgemäß mit punktueller Plötzlichkeit eintritt, wie auch der Pariser Sekundenzähler (das Génitron), in dem sozusagen die kleinen Plötzlichkeiten des Taktschlages auf die große Plötzlichkeit des Jahrtausendwechsels zustreben, konturieren das semantische Feld von Momentanität und Schlagartigkeit (wie auch von anti-assoziativer Serialität). Den kaum sichtbaren psychoaffektiven Hintergrund dieser Plötzlichkeit bildet das latent depressive bzw. fragmentierungsbedrohte »Nichts« wie auch die »Nullen«, deren an sich kontinuierlich geschlossene Gestalt hier einzig unter dem Akzent der »zerogenen Krisen« und der »Übergangsturbulenzen« gesehen wird. Ferner ist die Rede von einem »Ereignisschoß«, der plötzlich und explosiv »aufplatzt«, vom »Gedächtnis der Erde«, das »aufbricht«; und bei Steven Spielberg wird die »Materie« schlagartig von ihren »verlorenen Ungeheuern« bezwungen. Bezeichnend für diese Semantik der dissoziativen Plötzlichkeit ist auch das Bild von der Büchse der Pandora, die ein »Ereignis-Generator« und ein »Reaktor des Neuen überhaupt« genannt wird (ebd. S. 125). Denn hierbei werden nicht nur abrupte, punktuelle Erlebnisformen, sondern ein Äußerstes an Plötzlichkeit evoziert: die vernichtende Explosion des »Reaktors« (bzw. der Atombombe), die später durch das Stichwort »Oppenheimer« neuerlich aufgenommen wird, ohne dass die dem inhärente Destruktivität in der Sprache des Aufsatzes einen emotionalen Niederschlag fände. Im Zusammentreten von Plötzlichkeit und Explosion, das auch für Jüngers Schreiben und dessen Kriegskontext konstitutiv ist, zeichnet sich in analytischer Hinsicht die Gewaltlatenz der Dissoziation ab. Die intensive und punktuelle Erlebnisdynamik einer genauso postmodernen wie dissoziativen Plötzlichkeit bestimmt diese Gedanken und Vorstellungen und huldigt so dem Jubilar Ernst Jünger. Zu dessen Texten (insbesondere zur Kriegs- und Gewaltthematik) scheint Sloterdijks Schreiben sich in einem unbewussten Gegenübertragungs-Verhältnis (der konkordanten Art) zu befinden, dem hier auch die historische Funktion zufällt, die aggressiven und dissoziativen Affektdynamiken der Jünger'schen Texte als emotionales Erbe in postmoderne Zeiten hinein zu übertragen.

Dass bei Sloterdijk von einer interaktionalen (übertragungsdynamischen) Einlösung des Jünger'schen Prinzips der Plötzlichkeit in den Geisteswissenschaften der Nachkriegszeit gesprochen werden kann, ist jedoch nicht nur in den verwendeten Bildern und Inhalten, sondern vor allem auch im (dissoziativen) Verfahren des postmodern flottierenden Themenwechsels begründet. Denn während dieser Text Thematiken der Plötzlichkeit beinhaltet, betreibt er

gleichzeitig in seiner Form, d. h. in seiner LeserInnen-Interaktion, ein unmittelbares Ausagieren eines gedanklichen und affektiven Modus der Plötzlichkeit. Der Fokus wechselt unvermittelt zwischen diversen Gegenständen hin und her (Jubiläum, Génitron, franz. Aufklärung, Paris, Pythagoras, Nietzsche, Oppenheimer, DNS, Spielberg etc.) und unterläuft dadurch nicht nur jegliche stringente Argumentation und jeden nachvollziehbaren sachlichen oder historischen Bezug, sondern vor allem auch jegliche Vermittlung einer klaren affektiven und/oder evaluativen Haltung. Sloterdijk setzt hierzu ein Interaktionsverfahren ein, das man als Verfahren der *changierenden Wertungs-Allusionen* bezeichnen könnte und das mit der oben angesprochenen Haltung der *Pseudo-Ironie* und *Pseudo-Erinnerung* in Zusammenhang steht. Damit ist der spezielle Habitus einer intellektuellen Diffusion und/oder Koketterie gemeint, die durchweg zwischen vagen Anklängen an Haltungen der älteren Kultur- und Ideologiekritik einerseits und einem affirmativen Postmoderne-Enthusiasmus andererseits schwankt und den Nachvollzug einer fasslichen auktorialen Wertung vollkommen unmöglich macht. Das Verfahren der *changierenden Wertungs-Allusionen* entspricht, interaktionsanalytisch betrachtet, der Beziehungsform der *paradoxen Doppelbindung*. (8) Sie ist für den impliziten Leserbezug von Sloterdijk wie auch anderen Autoren im Umfeld der Postmoderne-Diskurse bezeichnend und erklärt deren hohe – und telegene – Anziehungskraft.

Dass Doppelbindungs-Interaktionen das zentrale interaktionale Vehikel der Genese von dissoziativen Handlungsstrukturen sind, leuchtet ein, wenn man hinter einer Doppelbindungsstruktur mit Bauriedl Personen sieht, die »durch die eigene Abwehrnotwendigkeit in sich zerrissen [sind]«. Sie vollziehen »Dissoziationen [von] Ambivalenzen ... Abspaltungen eines ihrer beiden Spannungspole« und »[können] deshalb nur zerrissene Beziehungsangebote machen« (1984, S. 123, S. 55). Doppelbindungen sind somit weniger den akuten als den chronisch-beziehungstraumatischen Konstellationen zuzuordnen, die als Relais der transgenerationalen Weitergabe von Psychotraumatik fungieren und deshalb für die Abwägung von generationen- und epochenübergreifende Traumawirkungen von großer Bedeutung sind. Dies heißt hier: Im textimpliziten Interaktionsbezug, den der zeitgenössische Intellektuelle Sloterdijk zu seinen LeserInnen herstellt, kommt in Form von postmodern-dissoziativen Interaktionsformen etwas zum szenischen Austrag, das ursprünglich (und historisch) von den Übertragungen eines über den Ersten Weltkrieg schreibenden Autors ausging, nämlich von Ernst Jünger. Umso weniger

überrascht, dass die affektiven Schwerpunkte dieser transgenerationalen und -textuellen (Gegen-)Übertragungsdynamik zwischen Jünger, Sloterdijk und deren LeserInnen in aggressiven bzw. gewalthaltigen und spaltungsdynamischen, verdeckenden Affektdynamiken zu liegen scheinen. Jedenfalls erfährt unsere obige Hypothese hier eine erste Bestätigung: dass nämlich *dissoziative Intellektualität* in ihren verschiedenen Formen einen spezifisch-historischen Abwehrmechanismus gegen Vollzüge des Durcharbeitens von psychotraumatischen (Geschichts-)Erfahrungen darstellt und somit entsprechend hohe Risiken der Re-Inszenierung und Übertragung von destruktiven Interaktionsdynamiken bestehen.

xxx Botho Strauß' *Bocksgesang* und Peter Sloterdijks *Elmauer Rede* im Zeichen der dyadischen Triangulierungs-Abwehr

Dass Sloterdijks Jünger-Beitrag in dem von Figal & Schwilk herausgegebenen Band offensichtlich in einen akzentuiert rechtsintellektuellen Kontext gestellt ist, wird für die Fragen von psychosozialer Abwehr- und Wiederholungsdynamik sicher nicht von zentraler, aber auch nicht von einer völlig nebensächlichen Bedeutung sein. Jedenfalls können Elemente einer dissoziativen bzw. dissoziativ-genialen Intellektualität gerade in denjenigen Debatten verzeichnet werden, die im Kontext der für die 90er Jahre typischen Phänomene der Links-rechts-Inversionen standen und mit entsprechend polarisierender Vehemenz geführt wurden. Botho Strauß' Spiegel-Essay *Anschwellender Bocksgesang* löste eine dieser Debatten aus (*Der Spiegel* 6, 1993, S. 202ff.). In diesem Essay fallen zunächst einzelne weltanschauliche Parallelen zu Sloterdijk in den Blick, z. B. die anti-modernen und gegen-aufklärerischen Akzente (man denke an Strauß' emphatische Forderung nach der »Anwesenheit von unaufgeklärter Vergangenheit«), oder auch das emphatische Konzept des »Einzelgängers« (ebd. S. 206), das sich in Sloterdijks »erleuchteten Weisen und abgesonderten Forschern« wiederfindet (1994, S. 126). Als formale Gemeinsamkeit ist jedoch neuerlich vor allem der Gestus der Plötzlichkeit, die Impulse der sprachlich-kognitiven Abspaltung/Dissoziation wie auch eine eigentümliche, halb untergründige und jedenfalls ziellose Aggressivität bemerkenswert. Wie Sloterdijk beschwört Strauß bei stets diffuser persönlicher Einstellung zu allen angerissenen Sachfragen die punktuell-plötzlichen »weltgeschichtlichen

Turbulenzen«, beobachtet ein »vernehmbares Rumoren« und scheint – hierin entschiedener als Sloterdijk – dem »Kulturschock« und der (dissoziativen) »Zerreißung unter dem Lärmgott« affirmativ entgegen zu fiebern (ebd. S. 204). Einerseits beseelt von einer durchweg ernstzunehmenden Sorge um das Gemeinwesen der modernen Gesellschaften, gerät Strauß andererseits in eine Rhetorik der Beschwörung des »Opfers der Gründungsgewalt«, das ja nicht nur »Objekt des Hasses, sondern ebenso ein Geschöpf der Verehrung« sei, und zitiert emphatisch René Girards Stichwort vom »Heiligen und der Gewalt« (ebd. S. 205). Ohne sich sicher zu sein, ob er ihn befürchtet oder begrüßt, bringt er einen unbedingten »Terror des Vorgefühls« zum Ausdruck, der jedenfalls eine »protopolitische Initiation« aus der Quelle einer »rechten Phantasie« zu vollziehen vermag (»der Rechte – in der Richte: ein Außenseiter«).

Inhalt und Form des Essays korrespondieren einer Grunderwartung des Plötzlichen und Gewaltigen und lassen somit spüren, dass in Strauß' vorsätzlich »unaufgeklärter« »Tiefenerinnerung« eine psychotraumatologische Substanz enthalten ist, die *nicht* zu berühren und *nicht* narrativ zu erschließen, die Aufgabe dieser Form der intellektuellen Meditation ist (ebd. S. 204). Denn es geht um ein »[Auf]sammeln des einmütigen Hasses aller«, der dann – christologisch anmutend – »in sich [selbst]« aufgenommen werden soll, mit dem Ziel, »die Gemeinschaft davon zu befreien«. Jedoch: Jenseits von mythischen Fantasmen über »spontane Lynchmorde«, »heilig[e] Gewalt« und rituelle »Opferung« sind die psychotraumatischen Gewalterfahrungen, die diesen Aufsatz untergründig inspirieren, dissoziativ verstellt. Wovon der Erzähler spricht, wenn die Plötzlichkeiten des »Hasses« ihn übermannen und »nur noch das Reien von Strängen, gegebenen Händen, Nerven, Kontrakten, Netzen und Träumen« vernehmlich ist, widersetzt sich offensichtlich jeder einlässlicheren narrativen Artikulation. Bei aller essayistischen Sprachgewalt und -magie – die »Hölle der anderen« bleibt sprachlos und ihre Gehalte dissoziativ abgespalten (ebd. S. 202). Das letztendliche »Einschnappen, wie ein Schloss«, missversteht Strauß dann grandios als »Gleichgewicht« und bezieht sich dabei wohl auf ein Befinden, das auf der prekären Stabilität eines dissoziativen Abwehrarrangements beruht.

Auch Sloterdijk stimmte Ende der 90er Jahre – also kurz vor der »zerogenen Krise« der Jahrtausendwende – einen Bocksgesang an, jene notorische *Elmauer Rede* (1999), in der (wie immer bei Sloterdijk: unter vielem anderen) von der »genetischen Reform der Gattungseigenschaften«, von »expliziter Merkmalsplanung«, von der »Umstellung vom

Geburtenfatalismus zur optimalen Geburt und zur pränatalen Selektion« die Rede war. In der dadurch provozierten Debatte sind dann – vielleicht auch als Reflex des mündlichen Genres – einige der interaktionalen Übertragungsdynamiken, die im Redetext unbewusst angelegt waren, zu einem ungewöhnlich heftigen öffentlichen Austrag gekommen. Dabei wurde auch recht eigentlich kenntlich, was undeutlicher bereits in Sloterdijks Jünger'schen Faszinationen aus dem Jahre 1994 wirksam war. So waren Sloterdijks Reaktionen auf die ihn ereilende Kritik in einem bemerkenswerten Ausmaß nicht nur von sachlicher Entgegnung, sondern von Gekränktheit, Wut und von paranoiden Fantasien getragen und ließen letztlich auch eine ganz grundsätzliche (dissoziative) Dialogblockierung erkennen. Habermas, so mutmaßt Sloterdijk, habe über seine Rede »im groben gepoltet und im feinen agiert«, beständig »umhertelefoniert, um andere von [seinem] Irrtum zu überzeugen«, dabei Leute »unter Druck gesetzt«, »Raubkopien angefertigt« und »zusammen mit einer Anleitung zum Falschlesen« an Journalisten geschickt, »die [seine] Schüler waren und sind« (*Die Zeit* Nr. 37, 9. Sept. 1999). (9) Auffahrend, schonungslos (auch gegenüber sich selbst) und verschwörungstheoretisch bricht Sloterdijk gegen seine (mutmaßlichen) Gegner aus, so dass im Eifer wohl sogar der Vorwurf des Jakobinischen »terreur« nicht mehr aufzuhalten war, den Sloterdijk in der linken Tugenddiktatur eines Habermas zu erkennen glaubte (nachdem Sloterdijk den Vorwurf des Nazistischen Terrors durch seine Selektions- und Gattungsfantasien sozusagen schon für sich selbst reserviert hatte).

In seltener Anschaulichkeit traten in dieser Debatte einige zentrale Aspekte der *dissoziativen Intellektualität* und ihres hoch brisanten Affektpotenzials hervor, das gerade auch dort immer mitzubedenken ist, wo ihre Gedanken und Bilder funkelnd und charmant einherschreiten, wie dies ja bereits in Sloterdijks Jünger-Aufsatz durchaus der Fall war. Vor allem aber: Wenn Sloterdijk, sich bitter erbost verteidigend, versucht, die sträflicheren seiner schillernden Sätze zurechtzurücken und mit anderen Passagen aus seiner Rede aufzuwiegen, und wenn er dabei nicht bemerkt, dass dies angesichts dieses Corpus delicti eigentlich nicht gelingen kann, zeigt sich ein grundsätzlicheres Verständigungsproblem: Sloterdijk und seine Kritiker sprechen nicht dieselbe (psychodynamische) Sprache. Man sollte Sloterdijk versuchsweise abnehmen, dass er sich hier nicht nur ungeschickt und vergeblich verteidigte, sondern seinen eigenen Text und sich als Autor tatsächlich ganz anders wahrnimmt, als seine Kritiker dies tun: nämlich in einem Modus des Fragmentalen und »Plötzlichen«, der eher dissoziativ (postmodern) als assoziativ (modern)

strukturiert ist und der es dem Autor jedenfalls erlaubt, *post festum* alle möglichen Bedeutungen und Intentionen seines – doppelbindenden bzw. *changierend allusiven* – Textes zu re-konstruieren und allerhand Zurechtrückungen geltend zu machen. In diesem dissoziativen Modus mag dem Autor sein eigener Text und auch sein Selbst wie in jenem »Vervielfältigungsglas« erscheinen, in dem bereits E. T. A. Hoffman sein »Ich« sich dachte (und das Robert Heim angesichts von Sloterdijks Rede zitiert): »Alle Gestalten, die sich um mich bewegen, sind Ichs und ich ärgere mich über ihr Tun und Lassen« (Heim mit Otto Rank 2003, S. 1130). Wo das changierende *festum* dieses Modus des Fragmentalen und »Plötzlichen« gar nicht hinreichend umgrenzt ist, kann auch gar kein rechtes *post* erkennbar werden, so dass ein irgend verbindlicher intentionaler, zeit-integrierter Anker des intellektuellen Statements, an dem der Autor (wie auch die Kritiker) sich im Zweifelsfall orientieren könnte, nicht greifbar ist.

Umso trefflicher ist Manfred Franks scherzhafte Bemerkung: »Dem Vortrag eine klare These, eine Überzeugung, gar eine rationale Handlungsempfehlung abzugewinnen, ähnelt der Mühe, einen Pudding an die Wand zu nageln« (*Die Zeit* Nr. 39, 23. Sept. 1999). Zu klären bleibt jedoch die Frage nach den sozialpsychologischen Bedingungen, die diesem eigentümlichen Modus der Überzeugungslosigkeit zugrunde liegen und die deren historisch-psychotraumatologische Zusammenhänge nachvollziehbar machen, d. h. präziser: die die unbewussten psychodynamischen Bezüge von Sloterdijks Rede zur deutsch-europäischen Gewalt- und Leidensgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts erhellen. Denn diese Bezüge sind ja nicht nur durch die von Sloterdijk gesetzten *inhaltlichen* Stichworte eingebracht (»Menschenpark«, »Selektion«, »Hörigkeit«, »Zucht«/»Züchter«, »gattungspolitische Entscheidung« etc.). Wie schon in seinem Jünger-Essay werden sie vor allem *in der Form* der Rede wie auch in der Dynamik des Streits über sie *ausagiert*, d. h. mittels eines Netzes von wechselseitigen Übertragungen psychoaffektiv umgesetzt und inszeniert. Auch dies hat Frank bereits geahnt: »Ärgerlich und beunruhigend« sei Sloterdijks Rede »nicht wegen der Sache, sondern wegen der Art, in der (...) sie präsentiert [wird]«. Jedoch muss diese ungefähre Beobachtung erst noch analytisch vertieft und genauer beurteilt werden. Dabei wird es nicht hinreichen, Sloterdijks für viele so faszinierenden Stil lediglich metaphorisch-literaturkritisch als »raunendes Geschweife und Geschwefel« und »pointeloses Flirren mit verfänglichen Materien« zu fassen. Und da Form-Fragen im Wesentlichen immer solche der Interaktionssteuerung (von Selbst und Anderen) sind, wird diese Beurteilung wiederum auf die

Ergründung von Interaktions-/Beziehungsformen und Übertragungsmustern hinauslaufen (die hier medial vermittelte Interaktionen zwischen Autor, Text und LeserIn bzw. HörerIn betreffen).

Aus einer beziehungs-dynamischen und psychotraumatologischen Perspektive betrachtet, sind es in dem bei Sloterdijk wirksamen Netz von dissoziativen Übertragungen insbesondere zwei Elemente, aus denen weiterführende Schlussfolgerungen abgeleitet werden können: Einmal der Aspekt der relativ hohen Selbstschädigungsneigung im Verhalten Sloterdijks und zum anderen eine spezifische Unverbundenheit/Einsamkeit seiner Position. Sloterdijks erbitterte und auch peinliche Unterstellungen (die deutlich spüren lassen, wie sehr er selbst getan hat, wessen er Habermas bezichtigt, nämlich »umhertelefonieren« etc.) wie auch seine beißenden Terrorverdachte konnten doch für Sloterdijk selbst zwangsläufig nur eine Folge habe, dass zum erlittenen Schaden noch weiterer hinzukommt und zuletzt auch der Spott und die Scham über seine egomanischen Ausfälligkeiten nicht auf sich warten ließen. Das späteste und vielleicht überraschendste der (Übertragungs-)Gefühle, das sich bei mir persönlich im Rückblick auf diese Debatte einstellte, ist Bestürzung und Mitleid mit einem sich selbst beschämenden und verletzenden Sloterdijk. Neben der offensichtlichen Gekränktheit und Wut Sloterdijks scheint mir vor allem auch eine komplizierte unbewusste Suche nach Kränkung und Beschämung wirksam zu sein (die freilich auch mit einer entsprechenden Grandiosität einhergeht). Umso mehr ist anzunehmen: Mit und neben der sachlichen Auseinandersetzung werden hier (beziehungs-)traumatische Erfahrungs- und Übertragungsmuster der Kränkung und Beschämung re-inszeniert. Dabei wirft diese unbewusste Wiederholungsdynamik dem Zuhörer ein filigranes Übertragungsnetz der zwiespältigen Faszination (Charismatik) und Frustration (ob der nicht eingelösten Ausblicke auf Schlussfolgerungen) über. Darin enthalten sind dissoziative Affektdynamiken und doppelbindende (sowie projektiv-identifizierende) Interaktionsmanöver **(10)**, die hier neuerlich als entscheidende Vehikel dieser psychotraumatologisch bedingten intellektuellen Interaktionsfiguren fungieren.

Das, was ich darüber hinaus mit einer spezifischen Unverbundenheit und Einsamkeit meine, zeigt sich ansatzweise in Sloterdijks beinahe flehentlicher Klage, er wäre doch von dem »Verlagskollegen« Habermas »nur zehn Ziffern auf Ihrem Telefon (Vorwahl inbegriffen) oder einen Posttag« entfernt gewesen. Und dennoch habe Habermas »mit zahlreichen Leuten *über* mich geredet, niemals *mit* mir« – beinahe als ob das vertraute Zwiegespräch ein verborgenes beziehungs-traumatisches Erfahrungs-substrat hätte lindern sollen. In dieser eigentümlich

deplazierten Beschwerde (die dem aggressiven Terrorverdacht unmittelbar vorausgeht) zeigt sich m. E. ein zentrales psychisches Strukturmoment dieser dissoziativen Interaktionsform: ein zwingender Impuls zur Einrichtung von dyadischen Zweisamkeiten. Dieser dyadische Impuls ist defensiv gegen jegliche triadische, nämlich *triangulierende* Erweiterung der Interaktion auf abgegrenzte Dritte und auf Vertreter von abgegrenzten Öffentlichkeiten gerichtet (welche nicht mit gruppenspezifisch verschmolzenen, charismatisch gebannten Massen zu verwechseln sind). Der psycho- und beziehungsanalytische Begriff der *Triangulierung* bezeichnet den Erweiterungsschritt, in dem die psychosoziale Entwicklung des Menschen von einer eher dyadisch strukturierten zu einer komplexeren Welt fortschreitet. Dabei wird die interaktionale und psychische Fähigkeit ausgebildet, drei- und mehrpolige Beziehungen herzustellen, deren naturgemäß hohe Ambivalenzneigung erfolgreich zu vermitteln und dadurch die Handlungsoption von sich miteinander (assoziativ) vernetzenden, aber »autonomen Teilbeziehungen« zu wahren (Rohde-Dachser 1987, S. 781f.). (11) Diese Fähigkeit scheint genauso zentral wie psychotraumatologisch störungsanfällig zu sein. Denn wo die Erweiterung zur psychisch-triangulierten Interaktion aufgrund von psycho- und beziehungs-traumatologischen Einwirkungen nicht oder nur eingeschränkt beschränkt werden konnte, sind große interaktionale Verwerfungen mit hohen Affektpotenzialen zu erwarten. Die zunächst nur absonderlich wirkende Vorstellung Sloterdijks, jeder Träger von Einwänden auf seinen öffentlichen Vortrag müsste sich doch zunächst in direkter telefonischer Verschaltung von Du zu Du vertraulich – und dyadisch – an ihn wenden, ist also sehr ernst zu nehmen. Sie stellt einen zentralen Hinweis darauf dar, dass in Sloterdijks Schreiben und Sprachinteragieren eine Funktion der dyadisch-doppelbindenden *Triangulierungs-Abwehr* wirksam ist. Ferner zeigt sich, dass das, was ich oben als Unverbundenheit und Einsamkeit Sloterdijks nur intuitiv und provisorisch benannt habe, in dyadischen Verschmelzungen von Selbst und Anderem sein zweites Gesicht hat. Diese Verschmelzungen finden sich auch bei Strauß, wenn die »Einzelgänger« in »unaufgeklärter« »Tiefenerinnerung« sprachlos miteinander verbunden sind, es zu jenem grandiosen »Gleichgewicht« des »Einschnappens, wie ein Schloss«, kommt und kultische Ordensgemeinschaften evoziert werden. Erst die Annahme eines spezifischen Struktur Mangels der psychischen und interaktionalen *Trianguliertheit* kann hier eine tragfähige Erklärung anbieten.

Umso deutlicher zeichnet sich an dieser Stelle ab, dass dieses intellektuelle Schreiben und Interagieren jenseits aller ideologiekritischen Positionsbestimmungen dennoch als anti-liberal und

anti-demokratisch bezeichnet werden muss, und zwar hinsichtlich seines Potenzials an Übertragungswirkungen. Denn nicht-triangulierte, dyadische (intellektuelle) Interaktion ist prinzipiell gegen jegliche Öffentlichkeit im präzisen psychosozialen Sinn gerichtet. Weil jede funktionsfähige Öffentlichkeit (im Gegensatz zur charismatischen Vermassung) naturgemäß komplexe und ergebnisoffene Prozesse zwischen vielen autonomen Teilbeziehungen eröffnet, vermag die dyadisch strukturierte Person sie nicht zu ertragen. Mit ihr konfrontiert, reagiert sie dissoziativ und/oder aggressiv. Es ist also kaum notwendig, allzu nachdrücklich daran zu erinnern, dass die von Sloterdijk evozierten telefonischen Zweisamkeiten in ihrer das Ich und Du verschmelzenden, dyadischen Strukturiertheit auch einen wesentlichen Funktionsbestandteil der deutschen (wie auch anderer nationaler) Gewalt- und Traumageschichten der Moderne darstellen. (Nicht umsonst ist bereits Weinstein in seiner Untersuchung des Phänomens Hitler zum Begriff der *charismatischen Interaktion* gelangt; siehe unten.) Auch der Verweis auf Sloterdijks eugenische Zucht- und Selektions-Fantasmen, der lediglich ideologiekritisch und somit immer widerlegbar ist, kann unterbleiben. Allein die idealisierenden und aggressivierenden Übertragungspotenziale, die diese Intellektualität der anti-triangulären Abwehrstrategien bedingt (und die vorwiegend aus projektiv-identifizierenden Spaltungsübertragungen besteht), reichen hin, ihre auch politische Brisanz nachvollziehbar zu machen. Umso trefflicher ist, dass Robert Heims psychoanalytischer Essay zu Sloterdijks *Elmauer Rede* und den »Fragen des Klonierens« mit dem Hinweis auf eine andere, ähnlich grandios gescheiterte Triangulierung beginnt: die Dreiecksverschmelzung zwischen Beaufret, Lacan und Heidegger (von letzterem nimmt Sloterdijks Rede ihren Ausgang); ferner dass Heim mit dem textanalytischen Befund schließt, dass aufgrund einer in Sloterdijks Werk konstant wirksamen »Geburtsversessenheit« in seiner Rede ein ganz bestimmtes Drittes »ausgeblendet« ist (2003, S. 1143) und den Text dennoch untergründig (und dissoziativ) als »verwischte Spur« begleitet (ebd. S. 1123): nämlich Hannah Arendt, deren Theorem der Geburtlichkeit/Natalität des Menschen in dieser Heidegger'schen Rede über »gattungspolitische« »Anthropotechniken« durchaus nahe gelegen hätte (schon aus gruppen-biografischen Gründen, Heideggers leidenschaftliche Beziehung zu Arendt betreffend) (ebd. S. 1144f.). Die (textuelle) Interaktionsstruktur der dyadisch-doppelbindenden *Triangulierungs-Abwehr* lässt hier ihre beziehungs- und gruppensdynamische sowie transgenerationale Vermitteltheit durchscheinen. (12) Und sie wird als zentrales Strukturmoment einer dissoziativen, »plötzlichen« Form von

Intellektualität erkennbar. Dies hat insgesamt zur Folge: Wo immer sie nicht, wie bei der *Elmauer Rede*, zur offenen/öffentlichen Konfrontation (und/oder Selbstverletzung) kommen kann, sind die verfänglichen und destruktiven Affektübertragungen (der Idealisierung, Aggression, Spaltung) nur umso stärker und sozusagen auf Kreidepfoten – eventuell auch umso telegener – wirksam. (13) Deutsche Gewalt- und Traumageschichte in ihren transgenerationalen und transtextuellen Übertragungsdynamiken spielt sich auch hier vor allem zwischen den Zeilen ab, d. h. im Bereich der (dissoziativen) Affekt- und Abwehrübertragungen zwischen Text und LeserInnen.

xxx Fredric Jamesons Kritik von Postmoderne und dissoziativen »Intensitäten«

Die Konjunktur der postmodernen Denk- und Schreibstile war von Anfang an keineswegs ungebrochen. Mit Fredric Jamesons Postmoderne-Theorie war immerhin eine, zumal relativ frühe, angloamerikanische und marxistische Stimme zu vernehmen gewesen, die die postmoderne Kondition im Gegensatz zur kontinentalen und eher philosophischen Rezeption der Debatte in Deutschland mit einer ausgesprochen gesellschaftskritischen Akzentuierung beschrieben hat. Zentral ist dabei Jamesons Beobachtung des Verschwindens der reflexiven Handlungsoption der Ironie, die durch die Möglichkeit der abgegrenzten Bezugnahme zwischen integralen Subjekten und ihren jeweils als Original erlebten kulturellen Gegenständen gekennzeichnet ist. Dem modernen Subjekt sei es noch möglich gewesen, eine subjektive, erinnerungs-aktive und differenzbewusste Aneignung oder ggf. auch eine ironisch modifizierte Bearbeitung/Persiflage seines kulturellen Gegenstandes zu leisten, die einen definitiven persönlichen Standpunkt markiert. Das postmoderne Subjekt hingegen verlöre sich zunehmend in diffusen, unabgegrenzten und vergessens-aktiven Anverwandlungen an und Verschmelzungen mit seinen Objekten, in der sich jeglicher persönliche Standpunkt auflöst. Das ästhetische Paradigma dieser soziokulturellen Situation ist laut Jameson das *Pastiche*. Es bezeichnet »eine Kunst der Imitate, denen ihr Original entschwunden ist« (Jameson 1986, S. 61). Das postmoderne *Pastiche* ist eine »blanke Parodie«, die »ihren Sinn für Humor verloren hat« und sich nicht mehr als Variation, Parodien oder Entgegnung eines historisch Vorgängigen erkennen kann (ebd. S. 114). Die psychischen Vernetzungen, also

Assoziationen (psychoanalytisch gesprochen: die Funktionen der *Triangulierung*) sind verstellt, womit auch die Grundvoraussetzung jeglicher souverän-hermeneutischen wie auch therapeutischen Erfahrungsbearbeitung verloren ist, auf der die Diskurse von Aufklärung und Moderne beruhen. Mit akzentuiertem soziokulturellen Problembewusstsein konstatiert Jameson das *fragmentierte Subjekt* des postmodernen Pastiche (ebd. S. 59f.), dem sogar das *unglückliche Bewusstsein* der Moderne und damit die Voraussetzung zur Möglichkeit der Klage abhanden gekommen ist, weil sich mit dem »Ende des bürgerlichen Ichs« eine Ausblendung der historische Zeitachse und ein »Schwinden des Affekts« vollziehe (ebd. S. 55ff.). Dabei sei anstelle von lebensgeschichtlich fundierten Affekten das Auftreten von unspezifischen »emotionalen Intensitäten« zu beobachten, die in erinnerungsloser Serialität und Plötzlichkeit »im Raum frei flottieren, nicht mehr personengebunden sind und überdies von einer merkwürdigen Euphorie überlagert werden« (ebd. S. 60).

Auch ohne Kenntnis von psychoanalytischen Begriffen scheint nachvollziehbar, dass eine solche (postmoderne) Subjekt-Objekt-Konstellation überaus instabil und psychosozial explosiv ist. Dass die Mehrzahl der eher geisteswissenschaftlichen Postmoderne-Theorien genau davon jedoch immer wieder energisch absah, macht deutlich, wie sehr der präzise Rückgriff auf einen psychologisch fundierten Begriff der Dissoziation unabdingbar ist. Hierbei kann gezeigt werden, dass Jamesons Konzept der »affektiven Intensitäten« wie auch seine Beobachtungen eines Verlusts der Dimension der Zeit (d. h. des historischen und persönlich-biografischen Erfahrungszusammenhangs), der »Ironie«/Differenz und des personal aufgefassten »Ereignisses« aus der Sicht der neueren, modernen Psychoanalyse als dissoziative Phänomene zu begreifen sind. Sie entsprechen dem, was dort als psychische Depersonalisation und Deanimierung beschrieben worden ist (Lamprecht 2000, S. 164ff., Mertens & Waldvogel 2000, S. 124ff.). Wenn also Jameson die Postmoderne als eine Unterwerfung des Subjekts unter die Bedingungen einer zunehmend zusammenhangs- und erinnerungslosen Zurichtung des Selbst durch die Ansprüche der (»spätkapitalistischen«) Umwelt versteht, widerspricht er nicht nur den wohlmeinenden (oder latent vitalistisch/genialisch bzw. manisch affizierten) geisteswissenschaftlichen Stimmen; denn diese tendierten dazu, in der Postmoderne die Eröffnung neuer Möglichkeiten des assoziativen, zwanglos-kreativen und befreienden Denkens (»Flottierens«) und Kunsthandelns aufzufassen. Vor

allem antizipiert Jameson hiermit einen sozialpsychologischen Dissoziationsbegriff, auf den eine psychotraumatologische Sicht der Nachkriegs-Intellektualität sich füglich berufen kann.

Umso mehr Anlass ist gegeben, auch Sloterdijks Jünger-Beitrag dezidiert als postmodernes Verfahren einer *dissoziativen Intellektualität* zu begreifen. Sie hat ihren transgenerationalen und biografischen Bezug zur Gewalt- und Traumageschichte der Weltkriege verloren und flottiert deshalb – durchaus nicht schlechtgelaunt – im flirrenden Zeichennebel jenseits allen (hermeneutischen) Durcharbeitens, vermag dabei aber auch ganz »plötzlich« in immenser Gekränktheit, Zorn und Verfolgungsgefühlen Bocksgesänge und Elmauer Reden vorzubringen. Jamesons Wort von der »merkwürdigen Euphorie« und den »hochfliegenden, berausenden und halluzinatorischen Intensitäten« scheint wie auf Sloterdijks Habitus der tendenziell manischen Wissenschafts-Fröhlichkeit zugeschnitten zu sein. Auch Jamesons Kriterium des Verlusts der reflexiven Distanz und der optionalen Ironie trifft präzise auf Sloterdijks Gestus der pseudo-ironischen Koketterie zu. Hinzu kommt Jamesons Anmerkung, dass »die Verweigerung der Interpretation eine Grundkomponente der poststrukturalistischen Theorie« darstellt (1986, S. 67). Keineswegs jedoch wird man von Interesselosigkeit, Désinvolture und der Abwesenheit von allen intentionalen Wirkungsstrategien ausgehen können (die bereits Bohrer für Jünger ins Feld führte). Insbesondere die in Sloterdijks Texten auffindbare doppelbindende und aggressionslatente Interaktionsdynamik weist vielmehr auf einen auch strategisch motivierten Einsatz der dissoziativen Verfahrenselemente von Pastiche/Simulakrum und Interpretationsverweigerung hin. Diese Strategie mag weniger von einer ideologischen oder gesellschaftspolitischen Agenda als von Erfordernissen der (intellektuellen) Affektregulierung herrühren, die durch die Beschäftigung mit den gewalthaltigen Thematiken (und Autoren) im Umkreis der Weltkriege (Jünger, Heidegger) auch bei Sloterdijk zu kaum merklichen emotionalen Strapazen geführt haben mag. Der Bedingungen und Kosten seiner intellektuellen Verfahrensweise jedenfalls scheint sich Sloterdijk nicht bewusst zu sein; insbesondere nicht des latenten Aggressionspotenzials, d. h. der Aggressionsübertragung, das dem dissoziativen (und narzisstischen) Verfahren seines Habitus der Abspaltung innewohnt und das – neben der Désinvolture – das zweite große Selbstmissverständnis der Theorien der Flottage darstellt. Vielmehr agierte Sloterdijk die Verletzung und Aggression unbewusst aus und gibt sie somit direkt an sein Publikum weiter. Das Ausmaß und die tendenziell paranoide Dynamik, zu der es in der Menschenpark-Dabatte kam, machten diesen Kostenpunkt mit

seltener Deutlichkeit augenfällig. Dennoch vermochte die nachfolgende Feuilleton-Auseinandersetzung nicht, diese Zusammenhänge klar zu erschließen, geschweige denn den psychotraumatologischen Bezug zur deutschen Gewaltgeschichte herzustellen. Zu sehr noch erlauben es die zeitgenössischen Normalitätsvorstellungen, als assoziative Spontaneität und geniale Inspiration o. Ä. anzuerkennen, was im Grunde einer *dissoziativ strukturierten Intellektualität* gehorcht. Und zu bereitwillig oder ahnungslos wird hingenommen, dass sich daraus im transgenerationalen und transtextuellen Austausch unweigerlich defensive und abträgliche (Übertragungs-)Wirkungen ergeben, solange die psychotraumatologischen Erfahrungsquellen dieser Genialität nicht narrativ und historisch-biografisch erschlossen und in die *Intellektualität* mit einbezogen werden.

xxx Fred Weinsteins psychohistorischer Blick auf Hitler. Dissoziation und der borderline Zusammenbruch der Fähigkeit, sprachliche Tropen zu bilden

In dem wiederum ganz anders situierten Wissenschaftsfeld der amerikanischen Psychohistorie hat sich bereits im Jahre 1980 eine erste Wahrnehmung der Relevanz von dissoziativen Phänomenen eingestellt, nämlich in Fred Weinsteins Monografie *The Dynamics of Nazism* – auch dort übrigens, ohne in ihrem Bereich oder darüber hinaus nachhaltig aufgenommen zu werden. Insofern sich Weinstein dabei auf die Zwischenkriegszeit und insbesondere auf Lebensgeschichte und Psychostruktur des wohl berühmtesten Sohnes des Ersten Weltkriegs, Adolf Hitler, konzentriert, fügen sich seine Überlegungen nicht nur in phänomenologischer, sondern auch in historischer Hinsicht in unsere Auseinandersetzung mit Aspekten der Jünger-Rezeption ein; und sie führen uns von der Thematik der Postmoderne zurück zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Weinsteins Erkenntnisinteresse gilt den psychodynamischen und -historischen Voraussetzungen von gewaltlatenten historischen Handlungskontexten. Dabei konzentriert er sich zunächst auf die psychische Fähigkeit von Menschen, Ambivalenz bewusst und erfahrungshaltig zu erleben und psychisch zu integrieren; insbesondere richtet er den Blick auf Hitlers notorische Entscheidungsunfähigkeit bzw. seinen idiosynkratischen und/oder intuitiven Handlungsstil: »the often-remarked ... need of Hitler to delay decisions inexplicably at critical moments« (Weinstein

1980, S. 98). Hiervon ausgehend rekonstruiert Weinstein die Dynamik einer unbewussten dissoziativen Ambivalenz-Abspaltung (vgl. auch Bauriedl 1984) und erläutert sie in direktem Bezug zu Hitlers Impulsen eines zwanghaften Antisemitismus. Die in *Mein Kampf* gegebenen Berichte über seine monatelangen und quälenden Skrupel hinsichtlich der Frage, wie die Existenz einer assimilierten jüdischen Bevölkerung (in Wien) politisch zu bewerten ist, nimmt Weinstein in psychodynamischer Hinsicht ernst: Hitler habe in der Tat große innere Kämpfe erlebt und war »tormented by the feeling that perhaps he was being unjust« (ebd. S. 84). Wenn Hitler dann die letztendliche Überwindung seines immensen Skrupels als »die Zeit der größten spirituellen Umwälzung« bezeichnete, »die ich je erlebt hatte« (ebd. S. 84) (14), dann drückt sich darin laut Weinstein eine von großer psycho-affektiver Instabilität und subjektiv unerträglichen Ambivalenzspannungen gekennzeichnete Grundbefindlichkeit aus. Die so betroffene Person ist in allen Lebensfragen gezwungen, unter großen Anstrengungen impulsive Entscheidungsschübe, also: dissoziative (vertikale) Ambivalenz-Abspaltungen herbeizuführen. »Hitler relied on his intuition, on sudden insight, the inspirational flash, the interior revelation« (ebd. S. 98).

Der für Hitler aufgewiesene Modus des dissoziativen, plötzlichen Durchbruchs verdeckt eine tief greifende psychoaffektive Desorientierung und führte darüber hinaus zu narzisstischen Überlegenheitsgefühlen, die im Kontakt zur Umwelt wiederum Formen der *charismatischen Interaktion* und das Ausagieren von narzisstischer Aggression zur Folge haben. Bezeichnend für diesen Phänomenbereich der zwanghaften Ambivalenz-Abspaltung ist, dass jegliche Erfahrung von *Veränderung* in der Zeit (und damit auch die Erfahrungsdimension der Zeit selbst) ausgeblendet wird. (15) Es war die mutmaßliche *Veränderlichkeit*, die Hitler im öffentlichen Erscheinungsbild des jüdischen Lebens wahrnehmen zu müssen glaubte (»die Leichtigkeit, mit der die Juden ihre Erscheinungsform ändern können«; ebd. S. 88), die als zentraler Angstausröser fungierte. Die Wahrnehmung von Veränderung und Ambivalenz verursachten unerträgliche Irritationen, die dann durch spontane (»plötzliche«) Bewusstseinsabspaltungen und drastischen Handlungen abgewehrt werden (ebd. S. 86). Erst als Hitler festsetzte: »Die Juden sind ein Prinzip!« wurde seine Welt wieder kohärent: »Hitler rang der Konfusion Klarheit ab« (ebd. S. 84), und zwar auf dissoziative Weise. In grundlagentheoretischer Hinsicht zeichnet sich also ab: Nicht-integrierte, unbewusste Ambivalenzerfahrungen sind die Quelle von Dissoziationen und bedingen ein Erleben im Modus der »Plötzlichkeit« und des aggressiven Agierens. Und dies trifft bereits für Jüngers frühes

Erzählen über den Krieg zu. Auch hier nämlich kann die Ambivalenz-Abspaltung als zentrales psychoaffektives Movens beobachtet werden, z. B. dort wo der Erzähler am »Gespräch« der Soldaten »einen trockenen Ton« gutheißt, »in den nichts Halbes und Fragwürdiges einzudringen vermag« (Jünger 1978, S. 357), oder in jener schon erwähnten Naturkontemplation, in der »das Kleinliche des Augenblicks« sowie die »Überfülle wechselnder Bewegungen« und »Reizbarkeiten« in der »Weite und Stille« der Natur »verschwindet« bzw. »beruhigt wird« (ebd. S. 442).

Neben der Ambivalenz-Integration erkennt Weinstein eine zweite psycholinguistische Funktion, die er durch die *Dynamik des Nazismus* dissoziativ beeinträchtigt sieht: die Funktion des uneigentlichen, tropischen Sprachgebrauchs. Es erfolgt die Abspaltung nicht nur von Ambivalenzen, sondern auch von jeglichem Bewusstsein der Relationalität und Relativität von sprachlicher Handlung, die die Polysemie des sprachlichen Zeichens anerkennen könnte: »Technically speaking, the terms ›metaphoric‹, ›literal‹, and ›concrete‹ as discussed here represent three different levels of metaphoric thinking.« Diese Ebenen sind nicht nur formal-rhetorischer, sondern auch entwicklungspsychologischer Natur. Sie bezeichnen den von Piaget konzipierten Übergang »from ›egocentric thinking‹ and a naive ›absolute realism‹ to a higher level of thinking that recognizes the relativity of human qualities, a recognition dependent upon discovering the relativity of self.« (Weinstein 1980, S. 90). Weinstein hebt hervor, dass »Hitler's language and thought« nicht in der Lage war, verschiedene linguistische Bedeutungs- und Abstraktionsebenen zu unterscheiden, und zwar »as a result of a cognitive lapse or incapacity and not as a result of internalized moral commitments« (ebd. S. 89). Eine wesentliche psycholinguistische Konsequenz dieses Strukturdefizits der Sprachhandlungs-Entwicklung des Ichs ist: die (dissoziative) Blockierung von metaphorischem, assoziativem Sprechen/Denken. Dieser Aspekt von Weinsteins psychohistorischer Arbeit eröffnet uns die Möglichkeit, die Beobachtungen zur »Plötzlichkeit« und Dissoziation an einer Zentralfigur der Gewaltgeschichte des zwanzigsten Jahrhundert zu machen und zugleich in einer linguistischen Dimension zu verstehen: Als eines der Differenzialkriterien zeichnet sich dabei ab: das Kriterium der *assoziativen* (psychischen und interaktionalen) Reichhaltigkeit/Vernetztheit vs. *dissoziativen* Fragmentierung von soziokulturellen Kognitions- und Sprachhandlungs-Verfahren.

**xxx »Ein wahrhaftes Delirium der Metonymie« – Jamesons Konzept der
»protofaschistischen« Sprachdynamik bei Wyndham Lewis**

Schon bevor Jameson sich der Beschreibung der postmoderne Kultursituation zuwandte, beschäftigte er sich mit einem englischsprachigen Literaten der Zwischenkriegszeit, dem – mit Ernst Jünger in politischer, aber teilweise auch ästhetischer Hinsicht vergleichbaren – Autor Wyndham Lewis, dessen Schriften sich durch überaus gewaltsame Szenarien auszeichnen und dessen sardonische, aggressiv zugespitzte und zuweilen zynische Haltung und impulsive Zivilisationskritik mit Sympathien zu Faschismus und Nationalsozialismus einhergingen (*Fables of Aggression. Wyndham Lewis, the Modernist as Fascist*). (16) Dabei bemüht Jameson sich um nichts Geringeres als die Klärung der »affinities between protofascism and Western modernism« (1979, S. 5). Als zentralen textanalytischen Befund stellt Jameson bei Lewis eine zugespitzte Parataktik der Sprache fest, die in funktionaler Hinsicht darauf ausgerichtet ist, jegliche Ausbildung und Weiterentwicklung von sprachlicher Tropik zu unterbinden: »Thus at length a veritable self-generating image- and sentence producing machine comes into view behind the dextrous and imperceptible substitutions of literal and figural levels for one another.« (ebd. S. 28) Genau genommen, habe man es bei dieser selbstlaufenden, bild- und satzproduzierenden Dynamik laut Jameson mit einer *metonymischen Satzmaschine* zu tun – einem »wahrhaften Delirium der Metonymie« (ebd. S. 27f.) –, das sich zwanghaft und mittels der Abwehrfunktionen der metonymischen Spaltung (»fission«) gegen Prozesse der metaphorischen Vernetzung richtet. Dabei werde das metaphorische Denken/Sprechen in einen kaum wahrnehmbaren Hintergrund abgedrängt, in dem es jedoch – in tief greifend beschnittener Weise und in einem Prozess der Ausbeutung – zur Aufrechterhaltung der manischen Sprachproduktion benutzt und zweckentfremdet wird (»a metaphoric process *concealed* behind the external trappings of a metonymic transference«). Somit liege ein sich selbst entfremdeter metaphorischer Prozess vor, »which can apparently emerge only disguised as metonymy«. Jegliche semantische und sprachbildliche Gestalt-Entwicklung, die doch die genuine Funktion der assoziativen,

metaphorischen Prozesse ist, muss durch einen solchen Modus einer metonymisch-plötzlichen Satzmaschine (durch eine »additive, mechanistic, essentially metonymic surface movement«; ebd.) auf nachhaltige – und »protofaschistische« – Weise nachhaltig beeinträchtigt werden.

Die akzentuiert metonymische Sprach- und Erzählstruktur steht bei Lewis zudem im Kontext einer Programmatik der Visualität und des reinen und wertfrei erfassenden Auges, das in augen-blicklicher Plötzlichkeit unbestechliche bildliche Wahrnehmungen erzielt: » ... whatever I, for my part, say, can be traced back to an organ; ... in my case it is the *eye*« (Lewis in Jameson, S. 125f.). Lewis beansprucht eine »painterly relationship« zu seiner Objektwelt (ebd. S. 36) und beruft sich auch in intellektuellen und argumentativen Hinsichten auf eine unmittelbare »justification by the eye« (ebd. S. 129): »It is in the service of the things of vision that my ideas are mobilized« (ebd. S. 122). Diese *Welt-Anschauung* im wörtlichen, konkretistischen Sinn basiert auf einer tiefgreifenden wahrnehmungspsychologischen Dissoziation der anderen Sinnesorgane und nicht-visuellen Verarbeitungsweisen. Als Funktion dieser metonymisch-synekdochischen Verschiebungen von visuellen Feldern und Objekten ist, so kann ausgehend von Jameson ergänzend vermutet werden, die dissoziative Abspaltung von weiten persönlich-biografischen, gedanklichen und narrativen Erfahrungszusammenhängen und Affektanteilen. Sie scheinen – aus psychotraumatologischen Gründen – so nachhaltig blockiert zu sein, dass der gesamte psychische Funktionsbereich des assoziativen (Nach-)Denkens generell beeinträchtigt ist und durch einen Gestus des spontanen, echtzeitlichen Sehens zu ersetzen versucht wird.

Ein besonderer Zielpunkt dieser Dissoziativität ist auch hier (wie schon bei Weinsteins Hitler) die Dimension von Zeit und zeitlicher Veränderung. Deshalb reagiert Lewis in Form einer vehementen Polemik gegen das, was er als den Zeitkult etwa eines Henri Bergson bezeichnet: Diese Zeit-Philosophien seien »presided over by a time-keeping, chronologically real, super-historic, Mind, like some immense stunt-figure symbolizing Fashion«, der Lewis' ganze Verachtung gilt (in Jameson 1979, S. 127). Jameson fasst zusammen:

On his [Lewis'] diagnosis, the commitment to temporality as an experience [of Bergson and others], the valorization of historicity and *durée* over the timeless objectivity of the lived present, stands at the very center of the unreality of twentieth century man. (ebd. S. 124)

Dass jegliches integrierte Zeitbewusstsein in so polemischer Weise zum Grund allen Übels erklärt wird, lässt sich ohne die Annahme von psychotraumatologischen Abwehrbedürfnissen schwerlich

begreifen. Aus demselben Grund geht die forcierte Zerstückelung der integrierten Zeit- und Wahrnehmungskontinuität mit plötzlichen, von vehementer Aggression getragenen Ausbrüchen einer beißenden Gesellschaftskritik einher. Hierin äußere sich der »unpleasant and embarrassing cynicism of profascism itself« (Jameson 1979, S. 129), wie auch ein *neu strukturierter libidinöser Affekthaushalt* (»new libidinal apparatus«), der unablässig nach dem Reibungs- und Kampfszenario der »monads in collision« sucht und dem somit ein hohes Destruktionspotenzial innewohnt (Jameson 1979, S. 37ff.).

In Jamesons Beobachtungen lassen sich verschiedene Elementen eines Spektrums der dissoziativen Interaktionsformen erkennen: (1) Lewis' sprachlicher Modus der unablässigen Parataktik einer *metonymischen Satzmaschine*, die einer konkretistischen, also Assoziationen verhindernden Funktionsweise gehorcht, entspricht der psychischen Grundstruktur einer dissoziativ und/oder borderlin organisierten psychischen Disposition. (17) (2) Auch die stark akzentuierte Visualität, in der alle subjektive und assoziative Verarbeitung des Gesehenen abgespalten wird, gehört dem Formenkreis der Dissoziation an. Oben wurde bereits im Kontext Jüngers und Bohrs auf das Phänomen der visualistischen Deck-Erinnerung bzw. der *eidetischen*, abbildgenauen Flash-back-Erinnerung hingewiesen (wie auch auf Kohuts »Polaroid-Träume«). (18) (3) Lewis' Abwehr von Erfahrungen der zeitlichen Dauer/Veränderung (Bergsons *durée*) stellt ein weiteres für dissoziative Dispositionen typisches Phänomen dar. Hier liegt zumeist ein »eingefrorenes Zeitgefühl« oder eine »Zeitverzerrung in der Zeitenfolge« vor (Bohleber 2003, S. 827f., vgl. auch Weiss 2003 und Kobayashi 1998 in Anm. 16), die sich aus der Funktionsweise der dissoziativen, *zustandsabhängigen Erinnerung* erklärt (Fischer/Riedesser 1998, S. 88, S. 263).

Psychotraumatologische Dissoziation und die Ausbildung und Aufrechterhaltung eines assoziativen und zeitlich verankerten Selbst- und Geschichtsbewusstseins sind in handlungstheoretischer Hinsicht prinzipiell gegenläufig. (4) Und letztlich stellt die Dynamik des permanenten Bild- und Themenwechsels und insbesondere der aggressiven Reibungs- und Kampfkonstellationen der »Monaden in Kollision« ein Indiz der dissoziativen Grundstruktur dieses (textuellen) Interaktionsmodus dar; sie lässt darüber hinaus auch den – durchaus Jünger'schen – Handlungsgestus der dissoziativen Selbststimulation durch gewaltsames Körperagieren und Selbstverletzung erkennen. (19)

xxx Die absolute Metonymie in D. H. Lawrence' weiß-glühendem »Lachen der Frau« und J. Hillis Millers Dekonstruktion von Animismus und Sprachzerfall

In einem späteren Kapitel seines Buches führt Jameson eine philosophische Betrachtung von D. H. Lawrence an, die, ohne dass Jameson selbst dies zu bemerken scheint, den metonymischen Vollzug mit besonderer Eindringlichkeit gerade in seiner dissoziativen Qualität sichtbar macht. Darüber hinaus mag Lawrences Betrachtung als eine äußerste Verdichtung der Plötzlichkeit, Visualität und Dissoziativität gelten, die Jüngers und Lewis' Schreiben sowie Bohrers (prä-postmoderne) Faszination über es motivierten. Lawrences Überlegung nimmt von einer quasi-emblematischen Vorstellung über das *Lachen der Frau* ihren Ausgang:

What is interesting in the laugh of the woman is the same as the binding of the molecules of steel or their action in heat; it is the inhuman will, call it physiology, or like Marinetti – physiology of matter, that fascinates me. I don't so much care about what the woman *feels* – in the ordinary usage of the word. (Lawrence in Jameson 1997, S. 51)

Mitgedacht werden muss bei diesem eigentümlichen Vergleich, dass die Erlebniszene des *Lachens der Frau*, die ja in psychogenetischer Hinsicht nicht ohne das Lachen der Mutter gedacht werden können, für die psychotraumatologisch so sensible Funktion der assoziativen Ambivalenzverarbeitung eine große, wenn nicht die größte Herausforderung überhaupt darstellen. Dieses *Lachen* wie hier als Ausdruck eines »inhumanen Willens« aufzufassen, es auf atomphysikalischer bzw. kosmisch-esoterischer Ebene als elektromagnetische Energie zu diffundieren und in Anlehnung an den Gestus Marinettis in einer neo-pantheistischen *Physiologie der anorganischen Materie* aufzulösen, stellt sicherlich eine erstaunlich totale Erledigung von Ambivalenzerfahrung dar. Sie scheint in diesem spezifischen Kontext jedenfalls erfolgreich zu sein, denn das (männliche) Subjekt von Lawrences Passage ist hier in der Tat interesselos und weist keinerlei Anzeichen einer affektiven Berührtheit auf.

Dass dieser (Abwehr-)Erfolg einem radikalen Einsatz von dissoziativen Mechanismen geschuldet ist, wird auch deutlich, wenn man den rhetorischen (und psycho-linguistischen) Status dieses eigentümlichen Sprachbildes zu ermitteln versucht. Die Frage nämlich, ob hier eine metaphorische oder metonymische Bildverknüpfung besteht und ob das Bild also auf einer assoziativen oder dissoziativen Bewegung beruht, erschließt sich nicht auf den ersten Blick. Die

Assoziation der Hitze des glühenden Stahls mag zunächst als eine emotionale und erotische Hitze aufgefasst werden und wäre somit als metaphorisches Sprachbild verstanden. Gerade Emotionalität und Erotik (wie auch Ambivalenz) ist in dieser Passage jedoch nicht aufweisbar. Wenn man demgegenüber die Bildverknüpfung des Lächelns in ihrem – materie-physiologischen – Bezug von den lächelnden Lippen und dem Gesicht einer Frau hin zu den »Molekülen des Stahls« im Einzelnen nachzuvollziehen versucht, wird zudem eine eigentümlich totale, jedenfalls un-metaphorische Prozessstruktur der Verknüpfung sichtbar. Sie entspricht dem, was Jameson zunächst über Lewis festgestellt und später an der postmodernen Situation diagnostizieren hat: einer semiotischen Implosionsbewegung, in der sich das Metaphorische zunächst in eine metonymische Bild- und Zeichenflucht auflöst und letztendlich nach der vollkommen außersprachlichen Versicherung in einem vorsymbolischen Raum der konkreten Dinge und »Moleküle« zu suchen scheint. Hier ist dann selbst der spezifisch-sprachbildliche Rahmen der Metonymie gesprengt und der Schmelz- und Nullpunkt von sprachlicher Tropik erreicht. Kann doch prinzipiell jeder Gegenstand/Sachverhalt unterschiedslos als Hitzebewegung von elementaren physikalischen Materieteilchen begriffen werden.

Bemerkenswerterweise stellt auch der Dekonstruktivismus, zumindest in seiner (wenngleich eher minoritären) Ausformung durch J. Hillis Miller, ähnliche Überlegungen an. Miller sieht die Implosion von Sprachbildlichkeit in Zusammenhang mit den (strukturell wahnvorstellungs-analogen) Phänomenen des Animismus und der Anthropomorphisierung und zieht daraus zwar keine psychologischen, aber diskurs-ethische Schlussfolgerungen für die Handlungsbereiche der soziokulturellen Interaktion insgesamt. Miller problematisiert den sprachlichen und kognitiven Impuls der Anthropomorphisierung, der Vermenschlichung von Unbelebtem. Er tut dies mit Verweis auf die der Anthropomorphisierung entsprechende rhetorische Trope: die *prosopopoeia* (»this trope ascribes a face, a name, or a voice to the absent, the inanimate or the dead« [Miller 1990, S. 4].), wie auch auf die mythologische Entsprechung hierzu: die aus Ovids *Metamorphosen* bekannte Geschichte des Pygmalion, der die von ihm geschaffene Statue Galatea mit Hilfe Aphrodites zum Leben erweckt. Während also D. H. Lawrence (in der von Jameson zitierten Passage) im molekularen Blick auf das *weibliche Lachen* eine gewissermaßen gegen-anthropomorphe Rückführung der Frau auf die materiale, physikalische Teilchenbewegung konnotiert, imaginiert Ovid die animistische Verwandlung der materialen Statue (aus Elfenbein)

zur lebendigen Person. Beiden Vorstellungen ist gemeinsam, dass in ihnen eine Dissoziation der fundamentalen Attribute von ›belebt‹ und ›unbelebt‹ wirksam ist, was auf die (Jünger'sche) Thematik der dissoziativen Ichstimulation durch gewaltsames Körperagieren und Selbstverletzung zurückverweist. In einer genuin handlungstheoretischen Perspektive leitet Miller hieraus einen bestimmten Modus der *textuellen Interaktion* ab und formuliert ein Grundkriterium der *Ethik der Lektüre*. Dabei kommt er auf jene grundsätzliche psycholinguistische Differenz zwischen figurativer und wörtlicher Bedeutung zurück, die Jameson im begrifflichen Kontext von Metonymie und Metapher thematisierte und die er, ähnlich wie bereits Weinstein, in den Zusammenhang eines »(Proto-)Faschismus«-Begriffs stellte: Die Verfehlung, die der *prosopopoeia* zugrunde liegt, ist »the error of taking a figure of speech literally«; und eine solche Verfehlung »can cause great social, historical, and personal grief.« Es handelt sich also nicht nur um einen »error in reading. It is also an ethical error« (ebd. S. 11). Er ist motiviert in dem abwehrdynamischen Bedürfnis, eine Verdeckung bzw. Abspaltung von Erfahrungen des Mangels und der Sterblichkeit zu bewirken, die die gesamte Interaktion der Person betrifft: »If *prosopopoeia* is a cover-up of death or of absence, a compensation, its power is needed even in my relation to my living companions.«

In einer Jameson und Weinstein nicht unähnlichen Weise geht also auch der Dekonstruktivist Miller von der Literatur- und Textanalyse auf psycholinguistische Befunde über, begreift diese dann handlungstheoretisch in ihrer interaktionalen, sozialpsychologischen (freilich noch nicht schon explizit psychotraumatologischen) Dimension und leitet daraus soziokulturelle, ethische Konsequenzen ab. Dabei zeichnet sich ein struktureller Zusammenhang ab zwischen dem zunächst rein sprachanalytischen Befund der sich massierenden Metonymik und dem psychologisch tiefer gehenden Befund der mentalen Entdifferenzierung der Wahrnehmungskriterien von ›belebt‹ und ›unbelebt‹. Er lässt die psychosoziale Brisanz dieser Interaktionsdynamik erkennen. Gemeinsam ist den drei, in unterschiedlichen akademischen Feldern situierten Autoren, dass sie sprachliche, kognitive und psychoaffektive Befunde formulieren, die in den Bereich dessen führen, was heute mit größerer Präzision als Formenkreis der dissoziativen Phänomene gesehen wird: fragmentiertes Subjekt, postmoderne Intensitäten, Visualität, Zeitverlust und metonymische Satzmaschine (bei Jameson); Ambivalenzabspaltung, Zerfall von Tropen, Literalität und konkretistisches Sprachverständnis, pragmatischer und

politischer Deziisionismus (bei Weinstein); Lawrences absolute Metonymie (wiederum Jameson); neuerlich: Zerfall von sprachlicher Uneigentlichkeit; antropomorphisierende/animistische Fantasmen bzw. empathie-gestörte Sprachhandlungs-Formen (bei Miller). All diese Befunde lassen sich als Phänomene des Zerfalls von sprachlichen und sprachlichbildlichen Funktionen – insbesondere von Metaphorik – subsumieren. Dass sie gerade auch in psycho- und beziehungs-traumatologischer Perspektive als Phänomene der ›semiotischen Implosion‹ und der Desymbolisierung beschrieben worden sind, soll weiter unten aufgewiesen werden. (20)

Gemeinsam ist den drei Autoren jedoch auch, dass sie innerhalb der intellektuellen Felder und Strömungen, denen sie angehörten, eher untypisch waren bzw. in ihren Schlussfolgerungen weitgehend ungehört blieben. Der Psychohistoriker Weinstein konnte auf den allgemeinen geschichtswissenschaftlichen Diskurs nicht nachhaltig einwirken; und Jamesons Position ist für die Postmoderne-Theorien ebenso untypisch wie Millers Ansatz für die Dekonstruktion. Offensichtlich gab es etwas in der deutschen und internationalen Nachkriegs-Intellektualität, das sich einer angemessenen Aufmerksamkeit für und einem genaueren Verständnis von dissoziativen Phänomenen widersetzte.

xxx Die intellektuelle Voreingenommenheit für die Avantgarden. Theodor W. Adornos Hölderlinsche Parataktik, Walter Benjamins Chock der Sprengung und Jacques Lacans metonymisch gleitendes Begehren

Bevor jedoch diese symbolisierungs-psychologischen Erwägungen weiter verfolgt und genauer erläutert werden, soll an dieser Stelle noch die Frage gestellt werden, wie es sich erklären lässt, dass trotz der vielfältigen Hinweise, die auf einen prinzipiellen handlungstheoretischen Unterschied zwischen Assoziation/Dissoziation bzw. Metapher/Metonymie aufmerksam machen, es in den geisteswissenschaftlichen und philosophischen Diskursen der Nachkriegszeit zu keiner systematischen sozialpsychologischen Differenzierung kam. Es scheint hier eine nachhaltige bereichsinterne Ausblendungsdynamiken wirksam gewesen zu sein. Eine nicht unmaßgebliche Rolle wird hierbei die – freilich durchaus nachvollziehbare – Wertschätzung gespielt haben, die gerade die Kritische Theorie für die ästhetischen Avantgarden der Jahrhundertwende empfunden

haben. Was es nämlich dessen ungeachtet genauer zu besehen gegolten hätte, sind nicht nur die beunruhigenden Überschneidungspunkte, die zwischen Ästhetiken und Habitus der ›modernen‹/›avantgardistischen‹ und der ›reaktionären‹/›rechtsintellektuellen‹/›gewalt-agierenden‹ Kräfte auffindbar sind (21) und aufgrund derer Jameson – »not without a certain provocation« (1979, S. 13) – den Untertitel: *Wyndham Lewis, the Modernist as Fascist*, gewählt hat.

Zu bedenken gewesen wäre vielmehr Folgendes: Es sind ja die avantgardistischen Ästhetiken selbst, die sich ganz wesentlich dadurch charakterisieren, was hier als Dissoziativität/Metonymik bezeichnet und bisher eher im Umfeld von ›rechtsintellektuellen‹/›gewalt-agierenden‹ oder besser: *defensiv* akzentuierten Äußerungen beschrieben wurde: Jünger, Lewis, Bohrer, Strauß, Sloterdijk, Walser. Der abrupte Bildbruch, der krasse Perspektivenwechsel, die plötzliche Fragmentierung, mithin Ausdrucksmotive und -dynamiken der Spaltung bzw. Dissoziativität stellen das prägnanteste ästhetische Identifikationsmerkmal der Avantgarden dar, die eine energische Strategie der surrealistischen, dadaistischen, kubistischen, Brechtisch-epischen etc. Unterbrechung der bürgerlichen Ganzheits-Ästhetiken verfolgten. Deshalb auch hat Bohrer Jünger nicht etwa mit der bloßen Beobachtung einer für sein Werk konstitutiven »Plötzlichkeit« vor der ideologiekritischen Verurteilung zu retten versucht, sondern mit der auf sie gegründeten Feststellung, Jünger stünde in der Tradition der europäischen Avantgarden der Jahrhundertwende und sei somit vom Vorwurf zu entlasten, ein Gewalt ästhetisierender Kriegstreiber gewesen zu sein. Dieser philologisch-komparatistische Schachzug war deshalb so erfolgreich, weil es Bohrer damit gelang, die links und/oder liberal orientierten Jünger-Kritiker in den Bann ihrer eigenen Avantgarde-Identifikation mit den einst als ›entartet‹ verfolgten Künsten zu schlagen. Denn völlig ungeklärt, ja noch nicht einmal als bedeutsame Frage erkannt ist, was denn Bohrers »Avantgardistisches«/»Authentisches«, oder die avantgardistischen Ästhetiken überhaupt sind und welche psychosozialen Funktionen sie haben könnten, präziser: ob und unter welchen Umständen avantgardistische Kunst psychotraumatologisch zuträgliche Wirkungen entfalten kann.

Als eine der intellektualitätsgeschichtlichen Urszenen dieser verfahrenen Situation kann der Moment gelten, in dem einer der bedeutendsten Nachkriegsintellektuellen, Theodor Wiesengrün Adorno (dem alle der bisher genannten wissenschaftlichen Autoren auf die eine oder andere Weise verpflichtet waren), den Dichter Friedrich Hölderlin, sozusagen als Avantgardisten

avant la lettre, gegen Heidegger in Schutz nimmt. Denn der Streitpunkt ist auch hier im Grunde: die Dissoziativität, die als ästhetische Geste schon die lyrische Sprache Hölderlins auszeichnet und die Adorno durchaus zutreffend als *Parataktik* und als *Unmetaphorisches* bezeichnet und ausdrücklich wertschätzt. Dabei geht Adorno jedoch grundsätzlich davon aus, dass Parataktik als Form und Stilgeste einen Akt der revolutionären Subversion von repressiven Machtstrukturen begeht, die in der synthetischen Hypotaxe von Sprache historisch sedimentiert sind. In Hölderlin finde, so heißt es, eine »parataktische Auflehnung wider die Synthesis« statt, eine Synthesis, die das hypertroph-ganzheitliche Subjekt der bürgerlichen Moderne und der (entdialektisierten) Aufklärung mit latent gewaltsamem Anspruch für sich reklamiert (Adorno 1965, S. 184). Dem habe Hölderlin sich widersetzt: »Unter der tektonischen Form, der er absichtsvoll sich beugt, bildet bei Hölderlin sich eine subkutane, unmetaphorisch komponierte.« Dass Adorno in Hölderlins »Parataktik« ein Mittel findet, das er Heidegger und dessen martialischem Hölderlin-Bild im Zeichen von »Ursprung«, »Heimat« und Ganzheit trefflich entgegenhalten kann, mag man als ehrenvolle Einrede empfinden, führt jedoch in einer psychotraumatologisch zentralen Hinsicht nicht weiter: Ein »parataktischer«, »unmetaphorischer« Ausdrucks- und Sprachhandlungsstil ist prinzipiell nicht ohne dissoziative Psychodynamik zu denken. Und diese ist, wie oben dargestellt, immer gleichzeitig Zeichen von Leiden wie sie auch Potenzial des leidenschaftenden/-schaftlichen Ausagierens von reaktiven Aggressionsübertragungen. Die Annahme, ein parataktisches Denken und Schreiben würde selbsttätig zur gesellschaftlichen Befreiung und zum (inneren und äußeren) Frieden beitragen, kann somit keineswegs als vollkommen unzweifelhaft gelten. (Mag man dieser grundlagentheoretischen Feststellung die eher unsystematische Ahnung hinzufügen, dass Hölderlin als biografische Person, die von schwerem und sich zunehmend verschlimmernden psychischen Leiden gezeichnet und »tektonisch [ge]beugt« war, von der »revolutionären« Parataktik seines ästhetischen Ausdrucksverhaltens wie auch von seinem später vielfach pathetisch zitierten Leben unter den »deutungslosen Zeichen« nur wenig Hilfe und Linderung zu beziehen vermochte?)

Was also sollte uns, bei aller Sympathie mit Adorno, davon abhalten, das Parataktische und Unmetaphorische Hölderlins, wenn schon nicht Heideggers Fundamentalontologien, so doch der »metonymischen Satzmaschine« von Wyndham Lewis' *Fables of Aggression* (so Jamesons Titel) an die Seite zu rücken? (22) Adorno selbst hat offensichtlich ein Differenzierungsbedürfnis verspürt:

Die parataktische Auflehnung wider die Synthesis hat ihre Grenze an der synthetischen Funktion von Sprache überhaupt. Visiert ist Synthesis vom anderen Typus, deren sprachkritische Selbstreflexion, während die Sprache Synthesis doch festhält. Deren Einheit zu brechen, wäre dieselbe Gewalttat, welche die Einheit verübt. (1965, S. 191)

Damit ist der immense Klärungsbedarf, der in Fragen von Dissoziation und Synthesis besteht, immerhin indirekt eingestanden: Welche »Synthesis« und welche sprachliche und psychische »Einheit« wäre keine »Gewalttat«? Welche »Synthesis« würde vielmehr dazu beitragen, »Gewalt«-Traumata zu lindern bzw. ihnen vorzubeugen, so dass der Zirkel der dissoziativen »Gewalt«-Übertragung unterbrochen würde? Wahrscheinlich war unter dem Schatten von Weltkriegen und Völkermorden gar nicht daran zu denken, in diesen Fragen irgend weiter zu kommen. Der Philosoph Adorno, mit jüdischem Familienhintergrund, und sein mindestens zeitweise nationalsozialistisch engagierter Kollege Heidegger mussten sich – nach Auschwitz – diametral gegenüberstehen und Adorno musste Friedrich Hölderlin, die exemplarische Leidensgestalt der deutschen Literatur, unbedingt für sich beanspruchen.

In dieser dissoziativ-polarisierten Konstellation konnten die Fragen um Dichtung/Hölderlin, politische Gewalt und psychisches Leiden keine erschöpfende Bearbeitung finden. Eine nüchterne und präzise Einschätzung von Phänomenen mit dissoziativer Dynamik konnte so nicht erfolgen. Im Gegenteil: Der adornitische Habitus wurde ab den 80er Jahren durch zwei Phänomene zusätzlich ergänzt und bestärkt: (1) durch die gleichermaßen verehrungsvolle Wiederentdeckung Walter Benjamins, dessen Theoreme an Dissoziativität und »Plötzlichkeit« diejenigen Adornos eher noch übertreffen; (2) durch den ähnlich disponierten Poststrukturalismus. Bei Benjamin sticht insbesondere das Philosophieren über den »Chock«, das »Geschoss« und die »Sprengung der Aura« des bürgerlich-idealistischen »Kunstwerks« im Zeitalter seiner »Reproduzierbarkeit« hervor. Der Film und die Avantgarden standen für Benjamin – gut dadaistisch – im Zeichen des »Taktile« (1980, Bd. I.2, S. 502). Dabei fasste er das »Taktile« als körperliche und psychische Erfahrung der gewaltsamen Gestalt-»Zertrümmerung« auf und begrüßte sie als revolutionäre Möglichkeit, »Begriffe – wie Schöpferium und Genialität, Ewigkeitswert und Geheimnis« abzulösen (1977, S. 137). So ist die einzige Kriegsmetapher, die in Benjamins Kunstwerk-Artikel – auf den letzten Seiten des Textes – gegeben wird, ausdrücklich affirmativ gemeint: »Aus einem lockenden Augenschein ... wurde das Kunstwerk bei den Dadaisten zu einem Geschoss. Es stieß dem Betrachter zu. Es gewann eine taktile Qualität« (ebd.

S. 164). Auch der Film, für Benjamin die ultimative mediale Einlösung des dadaistischen Impulses, »[dringt] stoßweise auf den Beschauer [ein]« (ebd. S. 164).

Benjamins dissoziationslogische Formulierungen lassen in vielem die Latenzen eines psycho- und speziell *beziehungs*-traumatischen Erfahrungszusammenhangs durchblicken. Denn »taktil«, »stoßweise« und »chock«-artig überwunden werden soll: eine »Unnahbarkeit«; diese wird exemplarisch an dem mit einer »Aura« umgebenen bürgerlich-autonomen Kunstwerk erörtert (ebd. S. 143). Indem diese »Unnahbarkeit« der »Aura« etwas kryptisch als »einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag« bezeichnet wird, lässt diese gewollt paradoxe Formulierung eine *Beziehungstraumatik* der »Ferne« bzw. eine Unerreichbarkeit von nicht nur ästhetischer, sondern auch mitmenschlicher »Nähe« spüren (die grundsätzlich auch im Rahmen von dissoziativen Psychogenesen beobachtbar ist). Die Erfahrung der »Unnahbarkeit« wird von Benjamin jedoch nicht narrativ und/oder bewusst erschlossen, sondern sofort ideologisch justiert und politisch eingesetzt: als Kritik und Kampfansage an die »asoziale« Lebensform des »Bürgertums«. Die »Sammlung« und »Versenkung« in das Kunstwerk ist nämlich »in der Entartung des Bürgertums eine Schule asozialen Verhaltens« geworden. Die »Zerstreuung« dieser asozialen »Versenkung« hingegen, die die dadaistische »Sprengung der Aura« bewirkt, wird ausdrücklich als neue »Spielart« eines »sozialen Verhaltens« begrüßt (ebd. S. 164). Freilich: Die energische und gewaltlatente Weise, in der Benjamin die »Unnahbarkeit« des auratischen Bezugs zwischen Kunstwerk und (bürgerlichem) Betrachter mittels »Geschossen« »zertrümmern« (ebd. S. 143) und »rücksichtslos vernichten« will (ebd. S. 164), kann, zumal aus heutiger Sicht, nur wenig Hoffnung einflößen, dass sie ein wirkliches Mehr an »sozialer« »Nähe« herbeizuführen vermöchte. Allein Benjamin ist es mit dem dissoziativen und gewaltlatenten Impuls der »Zerstreuung« und »Zertrümmerung« ernst, und das heißt: er verfiert einen retraumatisierenden und latent *traumasüchtigen* Interaktionsmodus. (23)

In der an den Stichwörtern ›Chockwirkung‹, ›Film‹ und ›Dadaismus‹ angebrachten Fußnote wiederholt sich dieses Gedankenmuster in noch größerer Eindringlichkeit: »Der Film ist die der gesteigerten Lebensgefahr, der die Heutigen ins Auge zu sehen haben, entsprechende Kunstform.« (ebd. S. 165) In durchaus wahrnehmungspsychologischer Perspektive erkennt Benjamin im neuen Medium des Films die »Veränderungen des Apperzeptionsapparats« der zeitgenössischen Situation. Dabei wird »das Bedürfnis, sich Chockwirkungen auszusetzen« als

»eine Anpassung der Menschen an die sie bedrohenden Gefahren« verstanden. Jedoch Benjamin konstatiert diese »Anpassung« nicht nur, sondern heißt sie – mindestens implizit (und eventuell aus gesellschaftspolitischem Kalkül) – willkommen, und zwar gerade auch hinsichtlich ihrer Verinnerlichung in der menschliche Psyche. Es geht ihm letztlich um die »revolutionäre« »Zertrümmerung« eines mentalen Zustandes, nämlich der bürgerlichen »Kontemplation«, in der man sich »seinem Assoziationsablauf überlassen kann« (ebd. S. 164). Er soll durch die »Chockwirkung des Films« »zertrümmert«, »zerstreut« und »vernichtet« werden. An anderer Stelle heißt es darüber hinaus, dass der »Mensch« erst dann »mit seiner gesamten lebendigen Person« wirkt, wenn er auf seine Aura verzichtet (ebd. S. 152). Und da die Aura »an das Hier und Jetzt gebunden ist«, beinhaltet diese Forderung letztlich, dass zusammen mit dem »Assoziationsablauf« des auratisierenden Zuschauers auch sein personales »Hier und Jetzt« zertrümmert wird. Davon verspricht sich Benjamin dann eine »gesteigerte Geistesgegenwart«, »wie jede Chockwirkung« sie unfehlbar erzeugt. Unverkennbar wohnt diesen Philosophemen der »Assoziations[-]Zertrümmerung«, forcierten »Gefahren[-]Anpassung« – bzw. präventiven Retraumatisierung – und der Eliminierung des »Hier und Jetzt« eine dissoziative Dynamik der psychotraumatologischen Erfahrungsverdeckung inne.

Wenn also Benjamin in seinen Texten unbestreitbar Zeichen eines Bewusstseins über die psychotraumatischen Härten und »Lebensgefahr[en]« der Moderne erkennen lässt, dann scheint er diese jedoch im Gestus der Sprengung geradezu traumasüchtig goutieren zu wollen (eine Haltung, die nicht nur mit Jünger partiell korrespondiert, sondern durchaus an Sloterdijk und andere postmodernistische Kommentatoren erinnert). Inwieweit Benjamin gewusst oder geahnt hat, dass das anti-auratische »Geschoss« gerade als auch psychischer »Chock« destruktive Wirkungen erzeugen kann, ist schwer zu sagen. Jedenfalls schienen ihm angesichts einer trügerischen bürgerlichen Wahrnehmungskontinuität (»Aura«), die er als »idealistisch verstandene Natur« bezeichnet (und auch direkt Ernst Jünger entgegenhält; 1980, Bd. III, S. 247), die explosiven Mittel mehr als recht zu sein. Ein struktureller Befund in *Über den Begriff der Geschichte* legt davon zusätzlich Zeugnis ab. Denn mit der gleichen Pünktlichkeit und »Plötzlichkeit«, in der das »Geschoss« schon gegen Ende des Kunstwerk-Artikels auftauchte (1977, S. 164), setzt auch auf den letzten Seiten der Geschichts-Thesen eine akzentuierte Spreng-Metaphorik ein. Deren hohe Affektbesetzung führt auch zu sexualmetaphorischen Vergleichen: »[Der historische Materialist]

überlässt es anderen, bei der Hure ›Es war einmal‹ im Bordell des Historismus sich auszugeben. Er bleibt seiner Kräfte Herr: Manns genug, das Kontinuum der Geschichte aufzusprengen« (1980, Bd. I.2, S. 701ff.) Benjamins scharfsinnige Polemik gegen Jüngers Kriegs-Rhetorik (in *Theorien des deutschen Faschismus*) war aus ähnlichen Gründen in einigen Hinsichten eigentümlich zwiespältig ausgefallen. Setzte doch Benjamin dort auch die radikalen Worte vom mitunter »schwindsüchtigen Pazifismus« (1980, Bd. III, S. 239), von der »rabiatesten Dekadenz« (ebd. S. 240), dem »überredungsgeilen Debattieren« (ebd. S. 249) und den »[schlafmützigen] Gelüsten des Bürgertums«. Und forderte er doch ein noch »leidenschaftlicher[es]« Kriegsgelöbnis, das »die große Chance des Besiegten nicht versäumt«, nämlich die »russische [Chance]«, die »in Ausführung des marxistischen Tricks« den bloßen Krieg »in den Bürgerkrieg [verwandelt]« (ebd. S. 250). In seiner (epistemologischen) Vorstellung der »messianischen Stillegung« der Geschichte durch eine plötzliche, auf einen mechanischen Schlag erfolgende »[monadische] Kristallisation« (einer chemischen Lösung) (1980, Bd. I.2, S. 703) kommt Benjamin dann nicht nur Jüngers Explosionsemphasen, sondern auch dessen, oben angesprochenen *anti-plötzlichen* Gesten der visuellen Stillstellung (in der »Weite und Stille des Umkreises«) näher, als er selbst bemerkt.

Freilich: Dass Benjamin die präzise Beobachtung und Einschätzung der Dissoziativität und Destruktivität seiner Begriffe von »Sprengung«, »Chock« und »Kristallisation«, verwehrt geblieben ist, wer wollte es ihm verdenken. Die transgenerationale Erbschaft des Ersten Weltkriegs (sowie seines Vorkriegs) in ihrem Potenzial an dissoziativer Aggression auch in sich und nicht nur in Ernst Jünger oder vor allem im »Bürger« zu erkennen, stellt eine Herausforderung dar, die einem sozialistisch-jüdischen Intellektuellen in der Zeit um 1933 kaum abverlangt werden konnte. Jedoch: Dass sich das linke/linksliberale intellektuelle Milieu der 70er und 80er Jahre so vollkommen fraglos und emphatisch in diese sprengmeisterliche Tradition der Zertrümmerung/Zerstreuung des »Assoziationsablaufes« begeben hat, dies ist zunächst weniger nachvollziehbar und bedarf der transgenerational-psychotraumatologischen Einschätzung. Auch hier wird man voraussetzen können, was bereits bei Adornos Emphase der Parataktik und Negativität angenommen wurde: ein spezifischer, zeitbedingter Mangel an Wahrnehmungssensibilität für die destruktiven Potenziale einer in dieser Weise dissoziativ organisierten Intellektualität. Zu sehr waren – so relativ kurz nach dem Zweiten Weltkrieg – die Vorstellungen einer »revolutionären«, anti-faschistischen und avantgardistischen Intellektualität

milieubestimmend. Und zu gering war die Bereitschaft, die eigenen kämpferischen Impulse auf ihre transgenerationalen Wurzeln hin zu betrachten und sie mit den von ihnen abgespaltenen schmerzhaften Erfahrungen zusammenzuführen. Bohrer hatte also durchaus einen *wunden Punkt* im spezifisch-psychotraumatologischen Sinn berührt. In ihrer ideologiekritischen Ablehnung gegenüber Jünger waren das linke Klima der studentenbewegten Zeiten stark mit Adorno und der Kritischen Theorie und wenig später auch mit Benjamin identifiziert, und zwar auch mit deren spezifischen *traumakompensatorischen Schemata*. Emphatische Dissoziativität war eines davon.

Auch eine weitere intellektuelle Identifikation, die in etwa zeitgleich mit der Benjamin-Rezeption wirksam wurde, das poststrukturalistische Denken, vermochte es nicht, die Faszinationen über und Betroffenheiten durch dissoziative Phänomene effektiv zu hinterfragen und deren psychotraumatologische Implikationen klarer herauszuarbeiten. Eine wesentliche Figur der Nachkriegs-Intellektualität, die – als Kreuzungspunkt von (poststrukturaler) Philosophie und Psychoanalyse – nicht unwesentlich an der Genese der dissoziationslogischen Denkfiguren des Poststrukturalismus beteiligt war, ist Jacques Lacan. Auch ist Lacan für unsere Fragestellungen schon wegen seiner psychoanalytischen Erwägungen zu Metapher und Metonymie wichtig. Zweifellos sind Metapher und Metonymie bzw. Verdichtung und Verschiebung als gleichermaßen zentrale linguistische Grundbewegungen der menschlichen Zeichenbildung in Lacans theoretisches und therapeutisches Modell eingegangen. In der unbewussten psychischen Signifikantenbewegung des Subjekts vis-a-vis der »symbolischen Ordnung« wirken grundsätzlich beide Mechanismen in differenzierter Weise zusammen. Entsprechend resümiert Weber, dass die Unterscheidung von Metapher und Metonymie im struktural-psychoanalytischen Ansatz Lacans eigentlich nachrangig wäre (Gallas 1981, S. 51, Weber 1978, S. 55). Dennoch scheint es, als ob der metonymischen Verschiebung im Denken Lacans (und seiner Exegeten) eine herausragende Bedeutung zukäme, präziser gesagt: die Metonymie scheint insgesamt bei aller theoretischer Ausgewogenheit im Vergleich zur Metapher mit den relativ positiveren Konnotationen versehen zu sein. Schließlich ist es die Metonymie, die das für Lacans Modell so zentrale »Prinzip der Verkettung« und die »Unabschließbarkeit der Bewegung [des Signifikanten]« aufrecht hält (wenngleich sie freilich in den metaphorischen Vollzügen immer auch an Ruhepunkte gelangen muss):

Lacan sieht daher in der Metonymie die eigentliche signifikante Funktion, d. h., die Funktion der Metonymie wird mit der Bewegung des Signifikanten als solcher

identifiziert: nämlich seine Fähigkeit, mit anderen Signifikanten eine Kette zu bilden.
(Gallas 48ff., Weber 50)

Dieses fast unmerkliche Mehr an Eigentlichkeit ist vielleicht auch mit dadurch bedingt, dass die Metonymie Lacans wohl wirkungsmächtigstem Theorem zugeordnet ist, nämlich »dem Begehren«, das »endlos von einem Objekt auf das nächste sich richtet und nie ›erfüllt‹ werden kann« (Gallas, 1981, S. 48). Eine viele AutorInnen der neo- oder poststrukturalistischen Epoche betreffende Euphorie über Vorstellungen der verflüssigten, multiplen und als heterogenes Patch-work nur flüchtig und flexibel zusammengesetzten Identität nimmt ihren Ausgang bei Konzepten der metonymischen Verkettung sowie des Flottierens oder unaufhörlichen Gleitens (*glissement incessant*) des Signifikanten. Die Metapher bleibt dieser Bewegung unabdingbar zugeordnet: »Nur in der Metapher [lässt sich] die Metonymie des Begehrens« überhaupt »erfassen« (Lacan 1975, II, S. 57). Und deshalb auch wird die Metapher als »das ausgezeichnete Moment der Beziehung zwischen bewusster und unbewusster Rede« anerkannt (Pagel 1998, S. 49). Jedoch es scheint: Weil die Metapher an den Vorstellungen des Multiplen und Beweglichen, das die Metonymie inspiriert, keinen direkten Anteil hat, wird ihr nicht die gleiche Emphase, fast möchte man sagen: konzeptuelle Sympathie, entgegengebracht. Dem entspricht auch, dass die Metapher bei Lacan in akzentuierter Weise einem *substituierenden*, *ersetzenden* und nicht etwa einem *verbindenden*, *assoziativ verknüpfenden* Vollzugsmoment zugeordnet wird: »Die Metapher ist, radikal gesehen, der Effekt, in dem ein Signifikant einem anderen in einer Kette substituiert wird« (Lacan ebd. S. 57). Gallas unterstreicht dies: »Worauf es Lacan ankommt, ist, dass etwas von seinem Platz verdrängt wird, das damit verdeckt, verstellt ist« (S. 49). Die neuere psychotherapiewissenschaftliche Metaphertheorie (auch die jüngere Schlaf- und Traumforschung; siehe weiter unten) setzt die Akzente von Verbindung versus Ersatz eher umgekehrt und moniert deshalb: »Lacan [kann] die Metapher nur als ›Ersatz‹ und ›Substitution‹ auffassen« (Buchholz 1996, S. 36). Hinzukommt ferner, dass die Metapher bei Lacan nicht so sehr dem ›Begehren‹ als dem ›Symptom‹ zugeordnet ist; sie entspricht dem zornigen »Anwurf« des Freud'schen Rattenmanns gegen seinen Vater, wie Buchholz hervorhebt (1996, S. 36).

Nicht, dass Lacans Modell nicht in sich schlüssig wäre; nicht, dass die Metapher tatsächlich theoretisch-konzeptuell nachgeordnet wäre. Vielmehr scheinen bei Lacan und im Lacan-Diskurs der Metonymie/Verschiebung besondere Sympathien und Emphasen zugute zu kommen – und nur darauf soll hier das Augenmerk gelegt sein. (Man mag ferner die allgemeine

Vermutung ergänzen, dass das, was vielfach ungenau als Hermetik des Lacan'schen Sprach- und Interaktionsstils wahrgenommen wurde, ebenfalls eher einer metonymischen Bewegungserstreckung von Impressionen, Überlegungen und anspielungshaften Bezügen als einer metaphorischen Konsolidierung von Argumenten und Schlussfolgerungen vergleichbar scheint.) Diese Sympathie für die Metonymie/Verschiebung nimmt dann bei den AnhängerInnen der Lacan'schen Theorie jene mitunter auch energischen Zügen an, deren Existenz die Zentralfiguren des Diskurses vermutlich nicht leicht eingestehen würden. So z. B. referiert Jesch (in ihrer schönen Arbeit zum Volksmärchen): »Wahrheit entsteht und bewährt sich in der Metonymie« (1998, S. 41f.). Ihre Quelle sind die »[förderlichen] Grenzüberschreitungen«, deren Fortlauf durch das »vagabundierende, metonymische Begehren des Subjekts« gesichert ist. Wenn sich hingegen das metonymische Begehren »in Sackgassen verrennt und in die Falle der Erstarrung geht«, dann »metaphorisiert« es sich »im Symptom«; dort droht »das Metonymische im metaphorischen Klammergriff [zu ersterben]« (S. 86). Mit vergleichsweise mehr Emphase formuliert Juranville in ihren Überlegungen über die Mystikerin Thérèse de Lisieux das metonymische Begehren als ein *mystisches*; sie stellt fest, dass »das wahre mystische Genießen sich immer nur in seiner Legierung mit den von den Sternen herrührenden melancholischen Leiden der *Existenz* [ergibt]« (1994, S. 145).

Wie sehr der insgesamt zunächst sanfter anmutende Habitus des Lacan'schen Denkens nicht nur auf einer existenziellen (aber gleichzeitig als ein Äußerliches erlebten) »Leidens[Legierung]« besteht, sondern in vergleichbarer Weise zu »Negativität«, »Explosivität« und »Plötzlichkeit« neigt, wie dies schon für Adorno und Benjamin und anders auch für Jünger galt, wird in Juranvilles emphatischen Anakoluten der Anrufung des »Mangels« im Zeichen Lacans deutlich. Sie spricht vom »Aufblitzen des ›Augenblicks‹, in dem die Seeligkeit *zur gleichen Zeit* ankommt, wie der Verlust, der sie hervorbringt ... « (ebd.). Der mystisch-melancholische »Augenblick in seiner Explosivität veranschaulicht den punktuellen Akt des Zerreißen des Dings, das sich entleert, um sich in der Prüfung des Nicht-Sinns zum Abfall-Objekt zu machen, freilich insofern diese Verlassenheit untrennbar mit dem absoluten Genießen des Aktes des Aussagens in der maßlosen Übertragung, von der weiter oben die Rede war, verbunden ist« (145). Diese Verzückung des »Mangels«, der dissoziativen Explosion und der metonymischen Abspaltung des »Abfall-Objekts« folgt zum einen einem Interaktionsmodus der traumasüchtigen Wiederholung

und zum anderen den latent aggressiven Impulsen der dissoziativen Abspaltung. Denn einerseits ist »die mystische Wahl die Wahl des größten und insofern absoluten Genießens«, und andererseits heißt es, Lacan habe dieses Absolute als »das Genießen der Frau ... formalisiert«. Nicht nur werden hier nolens volens andere (eventuell metaphorische) Formen des Genießens herabgesetzt; es erfolgt eine Spaltung zwischen Frauen/Männern bzw. Absolut-Genießenden/Anderen, die durch die Einräumung von Ausnahmephänomenen – Frau Juranville gesteht hinsichtlich dieser Genussfähigkeit zu: » ... auch manche Männer könnten das« – nur scheinbar aufgehoben wird. Der latente Narzissmus des exquisiten Begehrens/Leidens (der freilich schon den konventionelleren geisteswissenschaftlichen Richtungen eigen war) (24) und die dissoziative Polarisierung von binären Oppositionen (z. B. zwischen Frau und Mann), gegen den sich der Poststrukturalismus eigentlich verwehrt, ist hier im Grunde gänzlich unvermeidbar – und bedürfte als solcher einer eingehenden Selbstreflexion. Denn offensichtlich beruhen diese Äußerungen auf einem psychotraumatologischen Zusammenhang (von »Mangel«, »Leiden«, »Explosivität«, »Zerreißen«, »Abfall«); und der hat sich in diesem Diskurs in einer Abwehrformation des »melancholischen« oder »absoluten Genusses« verfestigt, die wiederum dissoziative (und latent-aggressive) Spaltungen notwendig macht. Die Lacan'sche Emphase/Sympathie des Metonymischen stellt also einen dissoziations-logischen Akzent dar. Sie läuft Gefahr, den Blick dafür zu verlieren, dass auch metonymische Dynamiken (nicht nur die metaphorischen) in symptomatischen Zusammenhängen stehen können, nämlich in solchen der Dissoziation. Indem also die Emphase der metonymischen Jouissance sozusagen auf dem dissoziativen Auge blind war, ist sie als ein weiterer Niederschlag einer dissoziativen Nachkriegs-Intellektualität begreiflich.

Wie schon bei Adornos »Negativität« und Benjamins »Sprengung« ist auch für Lacan unmittelbar nachvollziehbar, dass sein Modell nicht ohne die zeitgeschichtlichen und soziokulturellen Bedingungen eines tief empfundenen, kämpferischen, aber sich vielfach auch indirekt ausdrückenden Nachkriegs-Antifaschismus betrachtet werden sollte. Wenn Adorno angesichts Heideggers einen dissoziationslogischen Verdacht gegen die Synthesis hegte, der vielleicht mit Lacans Verdacht gegen die Metapher vergleichbar ist, und wenn Benjamin von einer gleichermaßen dissoziationslogischen Emphase der Zertrümmerung und Zerstreung bewegt ist, die Lacans Jouissance der gleitenden Signifikanz und dem Zerbrechen des Spiegelstadiums entspricht, dann vor allem auch deshalb, weil das unausgesprochene Bewusstsein wirksam war,

dass die Täter noch unter uns sind und es des Kampfes bedarf: »Lacans hermetische Rede- und Schreibweise versteht sich auf dem Hintergrund poststrukturalistischer Überzeugungen als subversives Unterfangen.« (Schiwy 1985, S. 35) In der Tat könnten Dissoziation und Kampf als zwei Aspekte von ein und derselben Handlungsdynamik begriffen werden, und selbst Lacans sanftes metonymisches Gleiten noch zeigt sich so als sublimierte Kampfhaltung. Bedenkt man zudem, womit es die drei großen Philosophen mit jüdischem Familienhintergrund in den Jahrzehnten nach der Shoah zu tun hatten, wie sie gleichzeitig mit einer namenlosen Betroffenheit und der im gesellschaftlichen Leben allenthalben wirksamen Verleugnung konfrontiert gewesen sein mussten, wird nachvollziehbar, welche vielfältigen und brisanten Besetzungen diese Haltung der Subversion zu tragen hatte. Umso mehr gilt: Dass so manche der theoretischen Sublimierungen eines solchermaßen betroffenen Nachkriegs-Antifaschismus eine ganz eigene psychosoziale Problematik ausbilden mussten, nämlich die der Dissoziativität, kann als beinahe unabwendbar gelten und ist psychotraumatologisch folgerichtig. Diese Problematik weiter aufzuklären, muss dann die Aufgabe einer nachfolgenden Generation und einer Intellektualität »vom anderen Typus« sein.

xxx Poststrukturalistische Trauma-Verklärung und die Entlastungsdiskurse von Tätergesellschaften

Die uns transgenerational aufgetragene Einlösung der intellektuellen Hypothek von »Negativität«, »Sprengung« und »Jouissance«, die wohl als (komplementäre) Übertragungsauflösung von textvermittelten Dynamiken am präzisesten bezeichnet ist, scheint seither ins Stocken geraten zu sein. Als ob Lacans konstitutive Nicht-Erfüllung des (Zeichen-)»Begehrens« auch die »Synthesis von der anderen Art«, die Adorno beschwor, noch eine Weile aufgehalten hätte, hat sich eine Klärung der dissoziations-euphorischen Faszinationen und ihrer historisch vermittelten, psychotraumatischen Erfahrungsgehalte bis heute nicht einstellen wollen. Im Gegenteil: Es ist im Kontext des Poststrukturalismus ein – durchaus konjunktureller – Traumadiskurs entstanden, der das psychische Trauma geradezu verklärte und als unhintergebares und unaussprechliches Existenzial ontologisierte, der es aber jedenfalls ablehnte, Traumatisches zu erinnern und narrativ zu erschließen: »Das Trauma ist dem Gedächtnis immer schon eingeschrieben ...; doch muss es

gerade deshalb unverfügbar bleiben«, so Manfred Weinberg vom Konstanzer Sonderforschungsbereich *Literatur und Anthropologie* (1999, S. 206). Die gegenaufklärerische Stoßrichtung dieses Habitus, die, wie oben angesichts von Strauß und Sloterdijk deutlich wurde, in den rechtsintellektuellen Diskurs der 90er Jahre mündete, betrieb hier eine spezifische Indienstnahme der Psychotraumatologie, die den Begriff der seelischen Verletzung auf den Kopf stellte: Das »im Trauma Vergessene« ist das »adäquat Bewahrte«, so heißt es dort. Und: Dieses »Vergessene« dennoch erinnern zu wollen, bedeutet in dieser (geisteswissenschaftlichen) Logik, sich einer untunlichen »Exkorporation des Traumas« schuldig zu machen, die eine »Überführung« des Traumas »in die inadäquate (sic) Repräsentation bewussten Erinnerns« zur Folge hätte (ebd. S. 206). (25)

Jeder Psychotraumatologe aus der Therapiepraxis mag sich angesichts dieser eifrigen Wahrung des »Vergessenen« ungläubig die Augen reiben. Gelegenheit zur Einrede wird er schwerlich erhalten, denn dieser nur scheinbar interdisziplinäre geisteswissenschaftliche Diskurs hat keinen wirklichen Austausch mit dem psychotherapeutischen Bereich der Traumatheorie und sucht ihn auch nicht. Umso unausweichlicher ist die Entstehung und Anwendung von idiosynkratischen geisteswissenschaftlichen Traumabegriffen. Ein solcher zeichnet sich ab, wo z. B. Elisabeth Bronfen konstatiert, dass Hitchcocks *Marnie* im Gegensatz zu Freud gezeigt habe, »wie der Familienroman glücklicher genitaler Sexualität ein Genießen dessen, was ich ein traumatisches Wissen nennen möchte, verdeckt« (1999, S. 156), ein Wissen, mithilfe dessen »Dora möglicherweise Katz und Maus« mit Freud gespielt habe. Das Vertrauen in die psychotraumatologische Zulänglichkeit dieser eigenwilligen geisteswissenschaftlichen Aussagen muss weiter sinken, wenn gleichzeitig von einer »Bewegung zur heterosexuellen Paarbildung« gesprochen wird und diese pauschal als ein »Akt der Gewalt und der Beschneidung« eingeschätzt wird (ebd. S. 163). Juranvilles Begriff des »wahren mystischen Genießens [des] melancholischen Leidens der Existenz« bzw. des »absoluten Genießens [der Frau]« geht in dieselbe Richtung (1994, S. 145).

Umso mehr muss heute festgestellt werden, dass der poststrukturalistische Gestus, der so assoziativ-kreativ anmutet, trotz seiner partiellen Nähe zur Psychoanalyse bisher kaum dazu beitragen konnte, das Wesen und den psychotraumatischen Erfahrungsgehalt von dissoziativen Phänomenen zu ergründen, sondern vielmehr selbst dissoziativ akzentuierte Formen von

Intellektualität pflegte und fortschrieb. Im Zuge des Poststrukturalismus wurde insgesamt eine »Universalisierung des ›Traumas‹ als ›Geschichte‹« betrieben, so apostrophiert Sigrid Weigel kritisch und regt an, dass man sich statt der Insistenz auf dem ewig »Undarstellbaren« des Traumas (des Holocaust) vor allem auch den Formen der »ungeheueren Beredsamkeit« zuwenden sollte (1999, S. 55f., S. 71). Auch Mahler-Bungers hat kürzlich in einigen Anmerkungen auf die Notwendigkeit einer psychotraumatologischen Würdigung des postmodernen/poststrukturalistischen Denkens und Schreibens im Lichte seiner trauma-defensiven Abwehrstrukturen hingewiesen: »In der postmodernen Diskussion werden ›Dekonstruktion‹, ›Dezentrierung‹, ›Destruktion‹ usf. quasi ontologisiert, anstatt diese Erkenntnisse als Reflex auf die historischen Traumen dieses Jahrhunderts zu begreifen.« (2000, S. 30) Dabei verweist Mahler-Bungers insbesondere auf Lyotard (1988), der mithilfe von Kants Erhabenem, Freuds Urverdrängung, Benjamins Chock sowie Adornos eine »Ontologisierung des Ur-Traumas« als »Grund des Geistes« vollzog (2000 S. 31). LaCapra hingegen habe reflektierter formuliert: »postmodernism should itself be understood – indeed worked through and not simply celebrated – as a displacement, disguise, and at times distortion of aspects of the Shoah.« (1994, S. 98; in Mahler-Bungers 2000, S. 30). Wer demgegenüber einen unbedingten Gestus der »Dezentrierung« verfißt und eine Verklärung des »unsagbaren Traumas« als unvorgängige Essenz von menschlicher Kultur betreibt (wozu freilich schon die traditionellen Geisteswissenschaften neigten), wer dabei nicht der Möglichkeit gewärtig ist, dass sich darin »posttraumatische Reaktionen« niederschlagen (ebd. S. 31), wird mit seinem intellektuellen Ansatz das intellektuelle und narrative Durcharbeiten von traumatischer (Geschichts-)Erfahrung eher behindern als fördern.

Dass diese geisteswissenschaftliche Neigung zur Ontologisierung des »unsagbaren Traumas« auch heute noch keineswegs überwunden ist, zeigt sich auch darin, wie vollkommen unkritisch gerade auch innerhalb des psychoanalytischen Diskurses nach wie vor auf Cathy Caruth Bezug genommen wird, ohne Abstriche an ihren zum Teil trauma-mystifizierenden Formulierungen vorzunehmen. Wenn es heißt, dass das Trauma nicht nur »zum Zeugnis« werden, sondern auch »zur Heiligung gelangen« soll und wenn dabei beklagt wird, dass die notwendige »narrative Erinnerung« immerhin »dazu führen kann, dass die der traumatischen Erinnerung wesentliche Genauigkeit und starke Wirkung verloren geht«, wenn also tatsächlich »der Verlust der für das Ereignis so wesentlichen Unfassbarkeit« durch dessen Erinnerung befürchtet wird

(Caruth 1995, S. 94f.), dann handelt es sich hierbei um überaus missverständliche Formulierungen, die als Maßstab einer wissenschaftlichen und therapeutischen Auseinandersetzung wenig tauglich sind. Als ob es in der Einzel- wie in der Sozialtherapie nicht gerade darum ginge, die »starke Wirkung« und die »Unfassbarkeit« des Traumas zu mindern und dessen Auswirkungen zu lindern. Nichtsdestotrotz rief z. B. noch kürzlich Braese in der *Psyche* in seinem instruktiven Aufsatz über Lewi genau diese Überlegungen Caruths ausführlich in Erinnerung und ergänzte sie zudem durch die von noch größerem Pathos gezeichneten Feststellungen W. G. Sebalds: »Indem [das sich schreibend erinnernde Subjekt] das Gedächtnis aufgibt zugunsten der Erinnerung, die Verstörung zugunsten der Mitteilung, weiß es sich beteiligt an einem Verrat, der den Toten die Treue bricht« (in Braese 2003, S. 969). Fragt man sich, wie es kommen kann, dass Elemente einer dissoziationslogischen Intellektualität nicht nur den philosophischen, sondern in Spurenelementen auch den psychoanalytischen Diskurs prägen, ist man letztlich auf eine Art geistesgeschichtliche Ursplattung des denkenden Menschen von westlichem Kulturzuschnitt zurückverwiesen: nämlich die Dissoziation zwischen dessen »innerem Geist« und »äußerer Realität«. (26)

Dass die poststrukturalistische Melancholie des Traumas (die wie alle Melancholie stets mit latenter Aggression einhergeht; Weilnböck 2002c) ohne wissenschaftliche Not althergebrachte und lieb gewonnene Vorstellungen der »heiligen« »Unfassbarkeit« des Traumas pflegt und »den Toten die Treue« hält, rächt sich. Wie bei allen nicht durchgearbeiteten Konflikten und Verdeckungen kommt es zu destruktiven Wiederholungsdynamiken, und zwar vor allem dort, wo man sie zunächst nicht unbedingt erwartet. Der Sozialwissenschaftler Harald Welzer hat kürzlich einer solchen Wiederholung auf institutionsdynamischer bzw. öffentlicher Ebene zu einer exemplarischen Re-Inszenierung verholfen, als er eine in der *Frankfurter Rundschau* geführte Psychotrauma-Debatte anstieß. Dort plädierte er im Zusammenhang eines Projekts der narratologischen Holocaust-Forschung für das Recht der Überlebenden, das Trauma zu vergessen und den NS-Tätern zu vergeben, um so ihre persönliche Autonomie zurückzugewinnen. Dabei fielen pauschale, abwertende und auch unsachgemäße Bemerkungen über die therapeutische Bearbeitung psychischer Traumata (Morgenroth & Reuleaux 2004): Die »Ideologie des Durcharbeitens und Konfrontierens schreibt den Opferstatus fest, obwohl sie ihn zu beseitigen vorgibt« (FR 13. 6. 2003). Und noch drastischer: »Jeder gute Therapeut wird jenem

Bewältigungsstil Raum geben, der dem Patienten hilft; nur die schlechten halten sich an Glaubenssätzen fest – dass *Erinnern* grundsätzlich besser als *Vergessen* sei« (FR 30. 6. 2003).

Bemerkenswert hierbei war jedoch nicht nur die sträfliche Unkenntnis über die neuen Konzeptualisierungen der Psychotraumatologie, sondern auch die relativ große Resonanz der Hypothese, die lange Zeit keine nachhaltig wirksame Entgegnung fand. Weiterhin Aufschlussreiches dazu ergibt sich, wenn man einen genaueren Blick auf Welzers auch populärwissenschaftlich erfolgreiches Buch *Opa war kein Nazi* wirft, das sich mit den familienbiografischen Umdeutungen der historischen Schuldverstrickung der Großväter durch die Kinder und Enkel beschäftigt. Denn dort findet sich an zentraler Stelle ein geradezu klassischer Beleg für dissoziationslogisches Denken: Welzer zieht den eigentümlich naiven, ja tollkühnen Schluss, dass die familiär umgedichteten Geschichten von »widerständigen Großeltern und Urgroßeltern unabhängig von ihrem Wahrheitsgehalt ein motivierendes Beispiel dafür geben, sich selbst couragiert zu verhalten, wenn nahe (sic!) Menschen bedroht oder verfolgt werden«. (27) Wer auch nur das Grundsätzlichste über die transgenerationale Psycho- und Sozialdynamik von Individuen in (Groß-)Gruppen und Gesellschaften zur Kenntnis genommen hat, weiß, dass aus dissoziativen Verdeckungen und Mystifizierungen prinzipiell keine nachhaltig zuträglichen Wirkungen bezogen werden können, für die nicht irgendwann, in welcher Währung auch immer, ein Preis des psychosozialen (Selbst-)Betrugs entrichtet werden müsste. Bei Welzer schlägt sich dieser Preis z. B. in einer ominösen Fehlleistung nieder: Sein Konzept der Zivilcourage beschränkt sich ausdrücklich auf »nahe Menschen« (zu deren Schutz es in aller Regel gar keiner Zivilcourage bedarf, weil hier zumeist auch die weniger komplexen Affekte ausreichen). Dass diese Fehlleistung zudem von einer durch Ressentiments, d. h. dissoziativ-aggressive Impulse bestimmten Haltung geprägt ist, wird dort spürbar, wo Welzer z. B. die »Vermutung«, die Zeitzeugen würden »die Vergangenheit beschweigen«, als einen »von der 68er-Generation ... kultivierten Mythos von der schweigenden Kriegsgeneration« abtut (Welzer et al. 2002, S. 26). Was sich also zunächst wie ein verzeihliches Missverständnis auf Grundkurs-Niveau ausnimmt, gehorcht unübersehbar jenen »Gefühlserbschaften« und »Entlastungsdiskursen«, die in Tätergesellschaften immer wieder verfangen (Morgenroth & Reuleaux 2004, S. 276ff.). Dies dürfte auch der Grund dafür sein, dass dergleichen an Welzer bisher kaum moniert worden ist, sondern ganz im Gegenteil: dass z. B. *Die Zeit* ein geradezu hagiografisches Profil Welzers als vorbildlichen Jungakademiker zeichnet, der

»die Provokation liebt« und die Fachwelt mit seinen revolutionären Befunden und Ansichten in Atem hält (Nr. 13, 18. März 2004). Als biografiewissenschaftlicher Holocaust-Forscher scheint man (in Deutschland) nur dann so recht »Atem«-beraubend berühmt werden zu können, wenn man gleichzeitig die Töne der »Entlastungsdiskurse« anschlägt und dies mit dem Gestus des jungen und genialen (Wissenschafts-)Revolutionärs verbindet. Nicht zufällig korrespondiert Welzers Vergessen/Verzeihen mit dem vom Tele-Philosophen Peter Sloterdijk geprägten modischen Wort von der »Entstörung« der Menschen, die aus jeglichem Erinnern und Durcharbeiten zu entlassen wären.

Was jedoch darüber hinaus unterstrichen werden soll: Die Welzer-Debatte war in der Weise nur deshalb überhaupt möglich, weil einige der eher geisteswissenschaftlichen und/oder poststrukturalistischen Stimmen, die Psychotrauma-Konzepte für sich beanspruchen (z. B. Lyotard, Caruth, Bronfen oder Sebald), jene gewollten Mystifizierungen der »Unfassbarkeit« und »heiligen Unaussprechlichkeit« des Traumas pflegten. In der Goldhagenesken Provokation Welzers lacht dem geisteswissenschaftlichen Psychotrauma-Diskurs frech die eigene Fratze ins Gesicht. Sie hat sie sich selbst zuzuschreiben, tut dies aber nicht. Denn die Debatte musste letztlich allein von den sozialen und klinisch-therapeutischen Traumawissenschaften ausgetragen werden. So scheinbar unnötig und eigentlich peinlich die jugendlich-revolutionären Interventionen Welzers gewesen sein mögen, wenn er dann später frei nach Adorno resümiert, dass »nur in der Übertreibung Wahrheit aufscheint«, muss ihm in gewisser Weise Recht gegeben werden (*Die Zeit*, ebd.). Denn es waren hier im Grunde die fachinternen Verdeckungen, Unschärfen und Mystifikationen innerhalb der geisteswissenschaftlichen und insbesondere der poststrukturalistischen Psychotrauma-Diskurse berührt, deren Bearbeitung freilich auch nach Welzer immer noch aussteht. Insgesamt zeigt sich: Die Formen der Nachkriegs-Intellektualität, sowohl im Gefolge der deutschen Kritische Theorie (z. B. eines Adorno oder eines sozusagen posthum mit einbezogenen Benjamin) als auch der Adornos in vielem durchaus nicht unähnlichen französischen Poststrukturalismus (der jedoch ausgerechnet von der französischen Rezeption des von Adorno abgelehnten Heidegger inspiriert war), scheinen beiderseits weitgehend indisponiert, eine angemessene und auch selbstreflexive Einschätzung von dissoziativen Phänomenen des Empfindens, Denkens, Philosophierens und öffentlichen (Inter-)Agierens voranzubringen. Als ein Hinderungsgrund

zeichnet sich das ihnen gemeinsame Verständnis einer avantgardistischen und der »Revolution« verpflichteten Stoßrichtung von Intellektualität ab.

xxx Skizze einer (Sprach-)Handlungstheorie von Metapher und Metonymie

Indem Weinstein sich in seinen Überlegungen zu Hitler ausdrücklich dazu aufruft, jenseits seiner theoretischen Bezugsgrößen Freud und Piaget eine weitere und tragfähigere Fundierung einer psychohistorischen Herangehensweise zu entwickeln, artikulierte er ein Desiderat der interdisziplinären, gesellschaftswissenschaftlichen Theoriebildung, das auch heute noch nicht erschöpfend eingelöst zu sein scheint. Tatsächlich ist die grundlagentheoretische Unterscheidung zwischen assoziativen, metaphern-fähigen und dissoziativen, konkretistischen Sprachhandlungs-Formen, auf die Weinstein/Piaget wie auch Jameson und Miller zusteuern, noch weit davon entfernt, bereits ein operationalisiertes Instrument zur Beschreibung und Erklärung von kulturellen/medialen Sprachhandlungs-Phänomenen (also Texten, Filmen etc.) zu sein. Wenn also für psychotraumatologisch belastete (und somit gewaltlatente) Interaktions-Milieus tatsächlich die allgemeine psychosoziale Annahme zutrifft, dass sie durch Einbußen in den Funktionsbereichen der uneigentlichen, bildlichen Sprache gekennzeichnet sind, bleibt immer noch zu klären, anhand welcher Differenzialkriterien eine sozialpsychologische Einschätzung von textuellen/kulturellen Phänomenen erfolgen könnte. Woraufhin wären die Texte Jüngers, Sloterdijks u. a. hinsichtlich ihrer interaktions-analytischen Funktionen zu untersuchen?

Immerhin jedoch liegt eine generelle Kategorie vor, die man provisorisch als *Assoziationsfähigkeit von/in Sprachhandlungs-Formen* bezeichnen kann. Und mit Weinsteins und Jamesons Beobachtungen hinsichtlich eines Phänomens der *anti-metaphorischen Metonymik* ist wenigstens eine erste Orientierung auch in sprach- und textwissenschaftlicher Hinsicht gegeben. Aus ihr lässt sich dann die psycholinguistische Frage ableiten, ob die Metapher gegenüber der Metonymie (und Synekdoche) eine handlungstheoretisch und psychologisch grundsätzlich anders geartete und anspruchsvollere Trope darstellt (– eine Frage, die zu stellen die Sprach- und Literaturwissenschaft in ihrem weitgehend nicht-psychologischen Gegenstandsverständnis wenig disponiert ist). Pointierter und mit Blick auf eine mögliche funktionale Differenz formuliert, lautete

diese Frage: Kann das Auftreten von Phänomenen einer nachdrücklich intensivierten Metonymik (z. B. einer *metonymischen Satzmaschine*, siehe oben) als eine sozusagen zweidimensionale Reduktionsform einer sprachlichen und kognitiven Grundfunktion der menschlichen Psyche verstanden werden, die in entwicklungspsychologischer Hinsicht unter günstigen Umständen eigentlich darauf ausgerichtet ist, eine dreidimensionale (und *trianguläre*) Handlungs- und Interaktionsform der assoziativen Vernetzung und Metaphernbildung zu beschreiben? Kann intensivierte Metonymik somit unter bestimmten Umständen als Hinweis auf psychische/psychotraumatologische Desintegrationsprozesse und eine entsprechende Gewaltlatenz gelten? Die dementsprechende Hypothese wäre, dass die Metonymie grundsätzlich anderen psychosozialen Sprachhandlungs-Bedürfnissen entspricht als die Metapher (oder auch das Symbol und die Allegorie), genauer: dass die Metonymie in erster Linie dissoziative Zwecke der psychischen und narrativen Abwehr erfüllt, während die assoziative Metapher, dem entgegengesetzt und/oder komplementär, den Funktionen der psychischen Integration und des narrativen Durcharbeitens von (traumatischer und/oder konflikthafter) Erfahrung gewidmet ist. (28) Diese interdisziplinär situierte, gleichermaßen kulturwissenschaftliche wie sozialpsychologische Hypothese soll zunächst allgemein in Form einer phänomenologischen Annäherung an die sprachlich-kognitive Struktur von Metapher und Metonymie erwogen und dann mittels psychotraumatologischer Begriffe und Erkenntnisse genauer geprüft werden.

Die hohe soziokulturelle Bedeutsamkeit der uneigentlichen, tropischen Rede stand für die Literaturwissenschaft (wie auch für die Sozial- und Psychotherapiewissenschaften) niemals in Zweifel: »Als historisches Phänomen ist die Geschichte literarischer Bildlichkeit ... unmittelbar verknüpft mit der Geschichte der Autonomisierung und Subjektivierung der Poesie« (Korte in Arnold & Detering 1996, S. 260). Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der assoziativ vernetzenden Metapher und der dissoziativ verschiebenden Metonymie scheint bereits in der klassischen literarischen Rhetorik wahrgenommen worden zu sein, die zwischen den so genannten *Grenzverschiebungs-* und den *Sprungtropen* unterscheidet (Lausberg 1963, S. 66ff.). Dabei wurde der Metapher in der Geschichte der literarischen Rhetorik durchweg ein höherer Rang beigemessen (dies eine Tatsache, die eine genauere historisch-handlungstheoretische Untersuchung verdiente). So bezeichnete Wolfgang Kayser die Metapher als »die dichterischste der Figuren des uneigentlichen Sprechens ... seit je« (in Korte, 1996, S. 261). Schulte-Sasse & Werner verweisen

auf die traditionelle Einschätzung der Metapher als »Königin der Wortfiguren« und sprechen selbst vom »Grundtropus schlechthin« (1977, S. 110). Diese Hochschätzung mag man füglich darin begründet sehen, dass die Metapher als ein *inner-sprachliches Verfahren* bezeichnet werden kann: Die metaphorische »Ersetzung [ist] semantisch motiviert« (Eicher & Wiemann 1997, S. 72) und muss deshalb über »mindestens ein gemeinsames semantisches Merkmal – tertium comparationis – [verfügen]« (Lewandowski 1979, S. 490). Bei der Metonymie hingegen ist der »Zusammenhang ... nicht in der Sprache, sondern in der Realität gegeben« (Eicher & Wiemann 1997, S. 73); sie vermag – auf der Basis der Kontiguität von konkreten Realzusammenhängen – einen Austausch von Wörtern herzustellen, die kein gemeinsames semantisches Merkmal haben (Schulte-Sasse & Werner 1977, S. 112), jedoch sachlich gesehen »in kausaler, logischer, räumlicher oder temporaler Beziehung zueinander stehen« (Korte 1996, S. 261). (29) Die Metonymie bezieht sich auf »ein qualitatives oder wesentliches Verhältnis des betreffenden Gegenstandes« (Breuer 1972, S. 267).

Für die metonymische Verschiebung ist also der real-sachliche Bezugsrahmen ausschlaggebend. Sie ist kein inner-sprachliches Verfahren in dem Sinne der Metapher, deren grundlegende Bezüge »der Natur nicht abgelesen, sondern in sie hineingelesen [werden] als unsere Entwürfe und Hypothesen« (Weinrich 1967, S. 6). Deshalb ist »im Unterschied zu Synekdoche und Metonymie die Metapher weder alltagssprachlich noch literarisch aus begriffslogischen Analogien schlüssig herzuleiten« (Korte in Arnold & Detering 1996, S. 262). Gerade Weinrichs Formulierung bezeichnet den Punkt in der Metaphertheorie, an dem ausdrücklich wahrgenommen wird, dass die traditionelle sprachwissenschaftliche Substitutionstheorie (über die bloße Ersetzung von gleichwertigen Sprachelemente füreinander) an ihre – handlungstheoretische – Grenze stößt. Wo nämlich die Metapher als rein formal-rhetorisches Phänomen aufgefasst wurde, konnte die Handlungsqualität, das besondere Kreativ- und Erkenntnispotenzial, das dem metaphorischen Denken/Sprechen zugetraut wird, nicht in den Blick geraten. Auch Schulte-Sasse / Werner weisen darauf hin, dass das »Entstehen von [sowie das] Oszillieren zwischen Widersprüchlichkeiten zu den zentralen Wirkungsmechanismen der Metapher [gehört]« und ihre Kreativität ausmacht (1977, S. 117f.). Entsprechend hatte Paul Ricoeur in seinem Konzept der *métaphore vivante* (1975) die verdoppelte Referenz (*référence dédoublée*) bzw. die *prédication impertinente* der Metapher als Faktor eines kreativ dynamisierten, subjektiven Weltverständnisses aufgefasst, das eine Brücke zwischen Poesie und Philosophie zu schlagen vermag. Kallmeyer (1974) akzentuiert das

textpragmatische Funktionspotenzial der Metapher im Kontext seines Isotopiemodells. Mit Weinrich unterstreicht auch Kallmeyer: Im Unterschied zur Metonymie *schafft* die Metapher »neue Wirklichkeiten« und bildet eigenständige textgrammatische »Isotopieebenen« (1974, S. 164ff.) – dies als unmittelbarer Reflex einer progressiven lebensweltlichen und soziokulturellen Auseinandersetzung.

Die phänomenologischen Überlegungen zur sprachlich-kognitiven Struktur von Metapher und Metonymie müssen hier notwendig cursorisch bleiben. Der kurze Einblick in einige grundlagentheoretische sowie einführende Beschreibungen konnte immerhin spürbar machen, dass die Suche nach spezifischen Kriterien einer pragmatischen und psychodynamischen Unterscheidung zwischen metaphorischen und metonymischen Denk- und Interaktionsstilen durchaus aussichtsreich ist. Denn es ergeben sich folgende zusammenfassende und schlussfolgernde Überlegungen: Die metaphorische Sprachhandlung wird als ein in erster Linie semantisch und inner-sprachlich motiviertes, mithin stark subjektiv verankertes Verfahren erkennbar, während die Metonymie, die nicht auf semantischen, sondern auf sachlichen Bezügen beruht, ein zwar ebenfalls psychisches Verfahren darstellt, aber eben eines, das vergleichsweise stärker objektiv verankert und direkter an die lebensweltlichen Dinge und Konkreta (des jeweiligen Ausdrucksanlasses) rückgebunden ist. Des Weiteren lässt sich schlussfolgernd ableiten: Die metaphorischen Prozesse vermögen eine andere und umfassendere semantische und psychokognitive Vernetzung/Erinnerung von erlebter Erfahrung zu vollziehen, indem sie eine ganze Reihe von Entitäten/Erfahrungselementen sprachlich-psychisch verbinden und verdichten können. Dies mag bis hin zur voll entfalteten Allegorie reichen: »allegoriam facit continua metaphora« (Breuer 1974, S. 202). Der metonymische Prozess der Verschiebung hingegen gerät, weil er auf einen konkreten Sach- und Realbezug hinausläuft, mit dessen Herstellung auch unmittelbar an sein Ende. Eine sich verzweigende Metonymie wäre dem gemäß nicht vorstellbar. (Sie kann allenfalls *seriell* oder *gleitend*, das heißt: nicht-integriert fortgesetzt werden, indem anhand anderer sachlich-konkreter Bezugsmöglichkeit neuerliche, nicht aufeinander verweisende Verschiebungen vollzogen werden.) Deshalb mag man die metaphorische/assoziative Vernetzung (bzw. die symbolische oder allegorische Verdichtung) als ein *vielgliedriges* und genuin *diachrones* Verfahren ansehen, das immer auch im Zeichen der persönlichen und/oder geschichtlichen *Erinnerung* steht. Das Verfahren der metonymischen Verschiebung scheint demgegenüber ein strikt *zweigligedriges*

Verfahren zu sein, das darüber hinaus eher dem Bereich der *Synchronität* und der Funktion des *Vergessens* zugerechnet werden kann. In der Dimension von Zeit und Erinnerung/Vergessen scheint die Metonymie also eher einer Erfahrungsdynamik des diskontinuierlichen Zeitempfindens und der punktuellen (und vergessens-aktiven) *Plötzlichkeit* zu entsprechen, während die Metapher eher auf einer Dynamik der *kontinuierlichen Erstreckung* von zeitlich integrierter und erinnerungsaktiver Erfahrung beruht. Der handlungstheoretisch wichtige Aspekt der Zeit und des zeitlichen Verlaufs von sprachlichen und/oder psychischen Prozessen kann zusätzlich auch mittels Modellbildungen der Narratologie unterstrichen werden. (30) So z. B. hat bereits Paul Ricoeur die *chronologische* und die *nicht-chronologische* Zeit der Erzählung unterschieden, die der homo narrator durch die psychische Herstellung eines *Emplotment* integriert (in Pantoja 2003, Ab. 2). (31) In einer narratologisch erweiterten Perspektive sind die mentalen Prozesse der metaphorischen Vernetzung der *nicht-chronologischen* Dimension und dem *Emplotment* der narrativen Gestaltbildung analog. Die mentalen Prozesse der metonymischen Verschiebung hingegen wären einer Funktion zuzuordnen, die das narrative und psycho-affektive *Emplotment* unterbricht. (32)

Zusammengefasst heißt dies: Die oben formulierte Hypothese, dass Metapher und Metonymie auch im Lichte einer schwerpunktmäßigen Aufteilung zweier gegenstrebig (Sprach-)Handlungs-Funktionen konzipiert werden können, hat an Plausibilität gewonnen. Dabei gilt: (1) Die kognitiv-sprachliche Funktion der *metaphorischen Vernetzung* und des narrativen *Emplotment* ist die *Assoziation*, d. h. die erinnerungswirksame Herstellung von assoziativen Sprach- und Erfahrungsbezügen. Ihr Handlungsziel ist die psychische Integration von erlebter Erfahrung. Hinsichtlich des unmittelbaren (textuell-dialogischen) Handlungskontexts entspricht die metaphorische Vernetzung einer Situation, die durch eine relative Entlastung von Affekten der Angst und Bedrohung gekennzeichnet ist, denn ohne diese affektive Entlastung können assoziative Vollzüge schwerlich entfaltet und vernetzt werden. (2) Die kognitiv-sprachliche Funktion der *metonymischen Verschiebung* und der Unterbrechung des narrativen *Emplotment* hingegen ist die *Dissoziation*, d. h. die vergessenswirksame (bzw. affekt-neutralisierende) *Abspaltung* von relationalen Sprach- und Erfahrungsbezügen. Ihr Handlungsziel ist die psychische Abwehr von erlebter (traumatischer und/oder konflikthafter) Erfahrung. Hinsichtlich des unmittelbaren (textuell-dialogischen) Handlungskontexts entspricht die metonymische Verschiebung einer Situation, die durch einer hohen Belastung mit Affekten der Angst und Bedrohung gekennzeichnet

ist, denn diese Belastung lässt sich in spontaner Weise dadurch reduzieren, dass spezifische Anteile der Erfahrungsszene dissoziativ abzuspalten. Beide psychischen bzw. sprachlichen Funktionen sind für alle individuellen sowie soziokulturellen Sprachhandlungs-Bereiche gleichermaßen essentiell. Ihr jeweiliges differenziales Verhältnis und Zusammenwirken hat einen hohen psychotraumatologischer Indikationswert.

xxx Die (dissoziative) Metonymie als texttheoretisches Basiskriterium einer handlungstheoretischen Historischen Psychotraumatologie

Die zunächst eher philologischen und sprachwissenschaftlichen Überlegungen dahingehend, dass metonymisches Sprechen dissoziativen Abwehr-Funktionen zuzuordnen ist und insofern eine zur assoziativen Metapher gegenläufige Wirkungsrichtung innehat, haben sich zunehmend in die Bereiche der Psycholinguistik und insbesondere der wissenschaftsgeschichtlich noch jungen Psychotraumatologie hineinbegeben. Für die Psycho- und Therapiewissenschaften ihrerseits kann festgestellt werden, dass sie sich bereits in den 70er Jahren intensiv mit Formen der uneigentlichen, sprachbildlichen Rede beschäftigt haben: »Das Rätsel der poetischen [figurativen, *H. W.*] Sprache zu lösen, wäre gleichbedeutend damit, einen Aspekt des Rätsels der menschlichen Symbolbildung zu lösen.« (Pollio 1997, S. 31) Gerade die metaphorischen Prozesse der menschlichen Psyche sind seither insbesondere von Lakoff immer wieder untersucht und aufgezeigt worden (2003). **(33)** Die jüngste und avancierteste psychotherapiewissenschaftliche Metaphertheorie, die zudem auch in Form von empirisch-qualitativen Forschungen operationalisiert wird, liegt in Buchholz' Arbeiten vor. Buchholz begreift Metaphern in Anlehnung an Lakoff & Johnson als Ausdruck von erfahrungsgesättigten, »kognitiven Konzepten«. Eine Metapher ist somit eine »universelle kognitive Strategie«, wobei sich Lakoffs Begriff der Kognition »nicht nur auf das Denken im Gegensatz zum Fühlen und bildhaften Imaginieren [bezieht], sondern diesen Gegensatz überhaupt [aufhebt]« (1996, S. 39f.). Indem Buchholz die Metapher als eine »triadische Struktur« begreift, die neben ihrem linguistischen »Ziel- und Ursprungsbereich« auch die sozialpsychologische Entität des »Interpreten und dessen kontextuelles Verständnis« umfasst (was eine Korrespondenz zu dem oben erörterten Triangulierungsbegriff darstellt), und indem er sie ferner als eine intentionale

»Strategie« versteht, in der Menschen neue Erfahrungsbereiche »erschließen«, folgt er einem handlungstheoretischen, interaktionalen Ansatz. Eine spezifische funktionale Unterscheidung zwischen Metapher und Metonymie scheint Buchholz jedoch nicht zu erwägen. (»Wir verbinden etwas mit etwas, sei es assoziativ, sei es nach den Prinzipien der räumlichen oder zeitlichen Nähe, sei es nach Sinnzusammenhängen, die wir stiften«; 1996, S. 43). (34)

In der Psychotraumatologie, der Lehre von den seelischen Verletzungen, ist die Unterscheidung zwischen den sprachlich-gedanklichen Verfahren der Assoziation und der Dissoziation prägnanter und auf grundlagentheoretischer Ebene klar getroffen. Die Eröffnung des Kapitels über *Dissoziative Störungen* in Lamprechts *Praxis der Traumatherapie* (2000) lautet: »Dissoziation bedeutet im weitesten Sinne Trennung, Auflösung oder Zerfall und ist damit das Gegenteil von Assoziation, d. h. Verbindung und Verknüpfung.« Dissoziation wird dabei als »komplexer psychophysiologischer Prozess« und als »allgemein menschliche Verarbeitungsmöglichkeit« (35) begriffen, »bei der es zu einer Desintegration und Fragmentierung des Bewusstseins und anderer ... höherer psychischer Funktionen [kommt], wie des Gedächtnisses, der Identität und der Wahrnehmung von sich selbst und der Umwelt.« (ebd. S. 170)

Bereits der primäre Hauptgegenstand der Psychotraumatologie, die seelische Verletzung, definiert sich als dissoziativer spaltungs-analoger Vorgang, nämlich als »unterbrochene Handlung«. Was ursprünglich als wechselseitig-intentionale und nachvollziehbare Interaktion begonnen oder intendiert gewesen sein mag, kollabiert in einer gewalthaltigen Handlung, die die Bewältigungsmöglichkeiten der traumatisierten Person übersteigen. (36) Als Konsequenz der »unterbrochenen Handlung« verbleiben »fragmentierte Wahrnehmungs-/Handlungsschemata, oft in Verbindung mit fragmentierten Sinneseindrücken und Erinnerungsbildern« (Fischer 2000, S. 21; auch Lamprecht 2000, S. 20ff.). Sie tendieren dazu, einen unbewussten Wiederholungszwang (d. h. die Mechanismen der Traumatophilie/Traumasucht) ins Werk zu setzen (vgl. Anm. 24), der die unterbrochene Szene retrospektiv zu komplettieren und abzuschließen versucht, dabei jedoch notwendig scheitert und Re-Traumatisierungen herbeiführt (Fischer & Riedesser 1998, 80ff.).

Was die phänomenale Kongruenz zwischen psychischer Verletzung, Unterbrechung/Dissoziation und sprachlicher Metonymie des Weiteren unterstreicht, ist die Tatsache, dass der zentrale Mechanismus der akuten Traumaabwehr in der so genannten *Derealisierung* und *Depersonalisation* besteht. Denn die sowohl affektive als auch inhaltliche

Entwirklichung von aktueller (traumatischer) Erfahrung, wie auch des personalen Selbstempfindens insgesamt, vollzieht sich, sprachwissenschaftlich gesehen, in einer ausgesprochen *metonymischen* bzw. *synekdochischen* Weise. In der Derealisierung verlässt das Bewusstsein die integrale, aber eben traumatisch unterbrochene Aktualinteraktion – mithin das assoziations- und metaphorische Ganze – auf halluzinatorische, und das heißt: vergessenswirksame Weise. Wenn dabei die Erfahrung nicht gänzlich aus der Wahrnehmung abgespalten wird, stellt sie sich im Erleben als partielle und als unwirkliche Erfahrung dar, die z. B. in der *Depersonalisation* als *out-of-body-experience* erlebt wird. (37) Dieser Prozess folgt in exemplarischer Weise einer metonymisch-synekdochischen Struktur, in dem die Wahrnehmungsposition des Ich an den Rand des Selbst und über es hinaus rückt, so dass sich das Ich als dissoziativer Teil der gewaltsamen Handlungsszene selbst von außen beobachtet. Hierbei werden insbesondere die Affekte abgespalten. Bei der dissoziativen Abspaltung von inhaltlichen Aspekten der Erlebensebene ist diese metonymisch-synekdochische Struktur der Derealisierung noch deutlicher nachvollziehbar. Denn die oben erwähnten psychotraumatologischen Deck-Erinnerungen, die sich in Form von visualistischen, eidetisch-übergenaue Bildern zeigen und die inhaltlichen Verdeckungen und Überblendungen vollziehen (vgl. Anm. 3), stellen nicht nur »dekontextualisierte Wahrnehmungsfragmente« dar (Fischer & Riedesser 1998, S. 91f., S. 93, S. 147). Wie die Metonymie fokussieren sie randständige Details der Szene. Terr (1995) beschreibt in ihren psychotraumatologischen Fallstudien, wie Kinder in traumatischen Situationen die dissoziative Abwehr der Selbsthypnose einsetzen, indem sie die Konzentration in metonymischer Weise gänzlich auf periphere Aspekte der Szene fixieren und deren zentrale Aspekte aus Wahrnehmung und Erinnerung ausblenden (S. 104, S. 181).

Weit entfernt von Sprach- und Kulturwissenschaft wie auch von Psycholinguistik, nämlich im Bereich der Psychotherapie von Shoah-Überlebenden und deren Nachkommen, wurde schon vor geraumer Zeit vom Zusammenbruch der metaphorischen Prozesse gesprochen (jedoch noch nicht auch von Metonymie). Grubrich-Simitis nahm bei den Überlebenden der Konzentrationslager wahr, dass infolge der Schwersttraumatisierung »die Bildung von Metaphern und, damit verknüpft, die psychische Zeitstruktur von Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft angegriffen [gewesen ist]« (1998, S. 361). Es sei ein spezifischer »zeitloser Konkretismus« der Sprache entstanden – ein völliges Absehen vom mentalen, psychischen Status aller menschlicher Selbstäußerung, so dass die Opfer »das, was sie mitteilen, oft dinghaft auf[fassen]« und es »nicht als etwas Vorgestelltes oder

Erinnertes [begreifen]«. Das narrativ Mitgeteilte »hat für sie nicht Zeichen[charakter], sondern eigentümlich unverrückbare, konkretistische Qualität« (ebd. S. 359). Die Maximaltraumatisierung habe bei den Opfern einen »desymbolisierenden Effekt« und somit eine Beeinträchtigung von essenziellen Ichfunktionen wie z. B. der Realitätsprüfung und -wahrnehmung, des Zeitbewusstseins oder der »Abgrenzungen zwischen ... Phantasie und Tat, Wort und Ding« verursacht (ebd. S. 363f.). (38) Diese dissoziativen Beeinträchtigungen wirken so nachhaltig, dass sie über den »Mechanismus der Transposition« – also der *transgenerationalen Weitergabe von Traumatik* – (ebd. S. 360) auf die nachfolgende Generation der Opferkinder übertragen werden können. Denn die »intrapyschisch nicht zu bewältigenden« Affekte werden »*interpersonalen Abwehrkonstellationen* (Mentzos) zugeführt«, also interaktional mit den umgebenden Personen ausagiert, worin »natürlich besonders die nachgeborenen Kinder einbezogen sind« (ebd. S. 367). Die therapeutische Arbeit – »neben der Dichtung vielleicht das metaphorische Unterfangen par excellence« (ebd. S. 376) – kann helfen, die dissoziativ zerstörte »Ichfunktion der Metaphorisierung« und die zeitbewusste Funktion des Imaginierens (im Sinne Winnicotts) wiederherzustellen.

Grubrich-Simitis versteht die »Ichfunktion der Metaphorisierung« (ebd. S. 363) in einem sehr weiten Sinn, in dem es »gleichgültig ist, welche rhetorische Figur für das bildliche Analogisieren gewählt wird« (ebd. S. 361). Sie rechnet nicht damit, dass eine rhetorische Figur (wie die Metonymie) der assoziativen Ichfunktion zuwiderlaufen könnte. Sie nimmt diese Möglichkeit jedoch immerhin indirekt wahr: Keineswegs nämlich könne man sagen, die »Patienten aus der zweiten Holocaust-Generation benutzen [keine] Metaphern« (ebd. S. 377). Manchmal fiele sogar »ein eher übermäßiger, freilich gleichsam leerlaufender Gebrauch solcher Figuren auf – als bestünde für den Patienten zwischen metaphorischem und nicht-metaphorischem Sprachgebrauch weder ein qualitativer noch quantitativer Unterschied« (ebd. S. 368, S. 377). Inwiefern diese »Pseudometaphorisierung« sich im Grunde in dissoziativer, metonymischer Weise vollzieht, müsste genauer geprüft werden. Sie wäre dann eventuell auch dem vergleichbar, was Jameson an Lewis als die Metaphern-zerstörende, *metonymische Satzmaschine* wahrgenommen hat und ähnlich auch angesichts der postmodernen »Intensitäten« feststellte. Ferner wäre die »Pseudometaphorisierung« an Lacans metonymischer Signifikanten-Verkettung zu erproben. Dies gilt umso mehr, als Rohde-Dachser in der Arbeit mit – den psychotraumatologischen hoch

signifikanten – Borderline-Patienten ein durchaus ähnliches Phänomen wahrnimmt, dass sie als abwehrdynamisches »Bildern in der Analyse« (2000, S. 99) bezeichnet. Es handelt sich dabei um die für Borderline-Patienten typischen visuellen »Einfallsketten«, die jedoch nur scheinbar assoziativ sind und in Wirklichkeit auf eine »regressive Desymbolisierung« hinweisen (ebd. S. 94). Diese »desymbolisierten, konkretistischen (und möglicherweise auch eidetisch wahrnehmbaren) Gebilde« mit »ausgeprägt privatistischem Charakter« stehen der Bewusstseins- und Metaphernbildung entgegen.

Eine unmittelbare Bestärkung erfährt unsere Hypothese zur defensiven Funktion von metonymischen Sprachstrukturen aus der jüngeren psychoanalytischen Schlaf- und Traumforschung. Bereits die älteren Ansätze haben aus Freuds *Traumdeutung* die grundsätzlichen Kategorien der *Verdichtung* und *Verschiebung* bezogen und, etwa in Roman Jakobsons linguistischer Theorie der Verknüpfungsmodi der (paradigmatischen) Similarität und der (syntagmatischen) Kontiguität, mit Metapher und Metonymie verbunden (Gallas 1981, S. 35ff.). Die empirische Schlaf- und Traumforschung weicht nun in einer grundlegenden Hinsicht von Freud (auch von Jakobson und Lacan) ab, indem sie nämlich ausdrücklich allein die Verschiebung, also den metonymischen Vollzug, als »defensive Operation« in einer Abwehrfunktion sieht (Mertens 1999, S. 62). Mit Bezug auf Palombo weist Mertens darauf hin, dass Freuds Verschiebungsbegriff angemessener als intentionale »Ersetzung oder Substitution« aufzufassen sei, wohingegen die Verdichtung einen »kreativen Akt« darstellt (S. 58): »Bei der Ersetzung (Verschiebung) wird die Verarbeitung neuer Informationen verzögert, bei der Verdichtung hingegen beschleunigt.« Es handelt sich um »antithetische Prozesse«: Die – metonymische und/oder dissoziative – Bewusstseinsoperation der *Verschiebung* hebt einen für den personalen Erlebenszusammenhang peripheren Bezug hervor und spaltet den Zusammenhang durch eine Pars-pro-toto-»Ersetzung« ab, und sie tut dies mit dem Zweck, dass »keine affektive Verbindung zu dem angstmachenden Stimulus ... mehr erkennbar [ist]«. Hingegen wird bei dem assoziativen Vorgang der *Verdichtung*, die dem metaphorischen Prinzip folgt, »eine neue Verbindung«, die den personalen Erlebenszusammenhang zentral betrifft, »erstmalig geschaffen« und ins Langzeitgedächtnis integriert: »Die Verdichtung ... scheint der grundlegendste kreative Akt unserer seelischen Tätigkeit zu sein« (ebd. S. 58).

Zur weiteren theoretischen Systematisierung der Phänomene der metonymischen Desymbolisierung wird man – sicherlich nicht zufällig – in der jüngeren psychotraumatologischen Symbolisierungstheorie fündig. Böhme-Bloem (2002) baut auf Segals Unterscheidung zwischen dem repräsentierenden Symbol und der »symbolischen Gleichsetzung« auf, bei der das Symbolisierende mit dem Symbolisierten bis zur Ununterscheidbarkeit identifiziert wird. In dieser Gleichsetzung zerbricht unter dem »namelosen Schrecken« der traumatischen Situation die »semiotische Triade« zwischen Subjekt, Zeichen und Objekt (bzw. Signifikat, Signifikant und Referent) (2002, S. 98, S. 138, Segal 1996, S. 53ff.). Dadurch ist der zentrale entwicklungspsychologische Prozess gefährdet, der in Lorenzers psychoanalytischer Symboltheorie als die Herausbildung von *symbolischen Interaktionsformen* aus dem konkreten dinglichen und bestimmten Handeln beschrieben wird. In Bions Modell der menschlichen Symbolisierungsfähigkeit entspricht dies der interaktionalen Erzeugung (Ko-Konstruktion) der symbolischen Alpha-Prozesse aus den präsymbolischen, eher körperlichen Beta-Prozessen (Böhme-Bloem 2002, S. 99f.). Psychosomatiker und Psychotraumatologen unterscheiden aus differenzial-diagnostischer Notwendigkeit verschiedene »semiotische Niveaus« bzw. Prozesse der semiotischen Progression/Regression (zwischen »Protosymbol, Übergangsphänomen [oder] reifem Symbol«), die die Hauptparameter für die Definition von psychosozialer »Gesundheit, Krankheit und von Behandlungserfolg« sind (ebd. S. 95f.).

Böhme-Bloem hat eine sehr bildhafte Veranschaulichung der semiotischen Re-/Progression genutzt, indem sie auf die antike, von den Jungianern aufgegriffene Begriffsgeschichte des Symbols als *Zusammenwerfen* (symballein) der beiden Hälften eines Rings oder Täfelchens verweist, an dem die Gastfreunde, zwei in existenzieller Beziehung befindliche Personen, sich einander zu erkennen geben. Den *sym-bolischen* Sprach- und Körperhandlungen zwischen Menschen stehen die *dia-bolischen* gegenüber, die als destruktive Vektoren des *Auseinanderwerfens* (diabollein) von narrativen Gestalten fungieren (und die Entwicklung von Zeit-, Trennungs- und Symbolbewusstsein verhindern) (ebd. S. 59, S. 107). Dieses Kräfteverhältnis entscheidet im jeweiligen Einzelfall, ob die in der (»äußeren und inneren Kommunikation«) verwendeten Zeichen (Vorstellungen, Fantasien, Metaphern) überhaupt eine »symbolische Erfahrung« im entwickelten Sinn ermöglichen (und damit eine Entwicklungs- bzw. eine »Trennungsmöglichkeit« schaffen) (ebd. S. 95). Der kurze Einblick in die psychologischen und

psychotherapiewissenschaftlichen Theorien der menschlichen Symbolisierung macht jedenfalls auf die Notwendigkeit aufmerksam, menschliche und kulturelle Sprachbildung/Interaktionen nicht nur formal-rhetorisch zu beschreiben, sondern auch qualitativ-handlungstheoretisch zu erklären und zu unterscheiden. Nicht nur die Sozial-, sondern auch die Kulturwissenschaften müssen sich, wenn nicht aus differenzial-diagnostischer Notwendigkeit, so doch im Sinne der Funktionen einer kultur- und gesellschaftskritischen Reflexion ihrer Gegenstände, der Tatsache bewusst werden, dass kulturelle Äußerungen auf verschiedenen »semiotischen Niveaus« und »Symbolisierungsstufen« erfolgen können und dementsprechend in unterschiedlich einzuschätzenden Interaktionszusammenhängen mit verschiedenen Wirkungspotenzialen stehen.

xxx **Zusammenfassung und Appell an eine interdisziplinäre Geschichts- und Kulturwissenschaft**

Zusammenfassend mit Blick sowohl auf die angeführten kultur- und intellektualitäts-geschichtlichen Wegmarken als auch auf deren handlungstheoretische Implikationen kann festgestellt werden: Der interdisziplinäre Austausch mit den Bereichen der Psychotraumatologie, Psychoanalyse und Traumforschung vermochte die oben formulierte sprach-phänomenologische Hypothese zur Funktion von Metapher und Metonymie zu bestärken. Auch hat sich die Annahme bestätigt, dass der Kategorie der *Dissoziativität* von sprachlichen und psycho-affektiven Interaktionen gerade auch für intellektuelle Diskurse eine große Bedeutsamkeit zukommt. In der kritischen Auseinandersetzung mit den intellektualitäts-geschichtlichen Positionen wurde zudem deutlich, dass dort bereits vielfach intuitive Wahrnehmungen über und Reaktionen auf psychische und gesellschaftliche Phänomene der Dissoziation erfolgt sind. Dabei waren erste, überwiegend jedoch irreführende oder missverständliche Einschätzungen und Diagnosestellungen zu verzeichnen, und es wurden mitunter auch Dynamiken eines unmittelbaren intellektuellen Ausagierens von dissoziativen Interaktionsformen sichtbar. Im Einzelnen wurden dissoziationslogische Aspekte in folgenden Begriffen, Theoremen bzw. Interaktionsformen/-mustern aufgefunden: In Bohrsers Begriff der »authentischen«, avantgardistischen »Plötzlichkeit«; in Jüngers *anti-plötzlichen* visuellen Stillstellungen und den »glühenden [Ein]grabungen ins

Gehirn«; in Strauß' aggressionslatentem philosophischen Fantasien von »Zerreißung«, »Gründungsgewalt« und »Hass«-»Verehrung«; bei Lewis in der visualistischen »justification by the eye« und dem aggressiven Interaktionsmodus der »Monaden in Kollision«; in Sloterdijks dissoziativ flottierendem Themen- und Wertungswechsel wie im Interaktionsmodus der dyadisch-doppelbindenden *Triangulierungs-Abwehr*; in Walsers Konzept des rein »privaten [literarischen] Gewissens« und der Poetologie der anti-assoziativen »Verbergungsroutinen«. In Form einer treffsicheren intuitiven Kritik: In Jamesons Begriff des postmodernen *Pastiche*, des »fragmentierten Subjekts«, der »flottierenden emotionalen Intensitäten« und der »metonymischen Satzmaschine« (in Lewis' Texten); in Jamesons/Weinsteins Beobachtung der Abwehr von Erfahrungen der »Veränderlichkeit in der Zeit«, in der *Ambivalenz-Abspaltung*, dem Zerfall von sprachlichen Tropen, dem literalen/wörtlichen und konkretistischen Sprachverständnis und dem agierenden/politischen Deziisionismus (bes. Weinstein); in Millers Theorem der antropomorphen und animistischen Fantasmen, der Verdeckung von Sterblichkeit und in Sprachhandlungs-Formen der empathie-reduzierten Lektüre. Latenzen immerhin einer dissoziativen Intellektualität wurden gefunden: in Adornos avantgardistisch-»parataktischem« Impuls der Anti-»Synthesis« und des Hölderlin'schen »Unmetaphorischen«; deutlicher noch in Benjamins Bildern/Philosophemen des »taktilen« »Chocks«, »Geschosses«, der »Sprengung der Aura«, der schlagartigen »Kristallisation« und der anti-bürgerlichen »Zertrümmerung« des »Assoziationsablaufes«; in Lacans »gleitenden Begehren« der Metonymie; und auf eklatante Weise in der auf Lyotard zurückgehenden Verklärung der »Unsagbarkeit des Traumas« durch poststrukturalistisch orientierte AutorInnen (Caruth, Bronfen, Weinberg), was kein lediglich theoretisches Problem darstellt, sondern mitunter zu öffentlichen Provokations-Debatten in sensiblen vergangenheitspolitischen Bereich, wie der Biografieforschung mit Shoah-Überlebenden, führt (Welzer).

Bei diesen ersten begrifflichen (und/oder agierenden) Reaktionen und Theoremen wurde in aller Regel nicht oder wenigstens nicht klar gesehen, wie sehr den jeweiligen Phänomenen – direkt oder (transgenerational/transtextuell) vermittelt – epochale Erlebnisse und psychosoziale Erlebnisstrukturen der psychotraumatischen Überforderung zugrunde liegen, die von massiven historischen Gewalt- und Trauma-Ereignissen im Umkreis der beiden Weltkriege herrühren. Auch die psycho-linguistische Feststellung, dass die (rhetorische) Form der Metonymie (im Gegensatz zu anderen, assoziativen und synthetisierenden Formen wie der Metapher und dem Symbol) der

Funktion der dissoziativen, trauma-kompensatorischen Erfahrungsabwehr unmittelbar entgegen kommt, konnte selbst von der jüngeren interdisziplinären Forschung noch nicht in ausdrücklicher Weise getroffen werden. (39) Erst das systematische Hinzuziehen von Begriffen der Dissoziation und des Psychotraumas hat es uns hier ermöglicht, die genuin historisch-psychotraumatologischen Schlussfolgerungen zu Metapher und Metonymie zu treffen. Dabei nahmen unsere Überlegungen ihren Ausgang von einfachen sprach-phänomenologischen Feststellungen über die akzentuierte Inner-Sprachlichkeit (und konstitutive Subjektivität bzw. Kulturspezifität) des metaphorischen Verfahrens. Ferner gingen wir von der noch vor-theoretischen, intuitiven Hypothese aus, dass die metaphorische Vernetzung (Verdichtung) einen *vielgliedrigen*, genuin *diachronen*, also *zeitlich kontinuierlichen* und *erinnerungs-aktiven* Prozess darstellt und dass die metonymische Verschiebung demgegenüber als ein strikt *zweigliedriges*, *punktuell*es bzw. *zeitlich diskontinuierliches* und *vergessens-aktives* Verfahren funktioniert, in dem die Bildung eines assoziativ vernetzten, narrativen Emplotment – im Sinne von Ricoeurs nicht-chronologischer Zeitdimension – unterbrochen wird.

Psychotraumatologische Erkenntnisse insbesondere aus dem Bereich der dissoziativen und borderlinen Störungen vermochten diese Hypothesen zu bestärken. Denn in der Psychotraumatologie wird die Dissoziation konsequent als »Trennung, Auflösung oder Zerfall« und als das »Gegenteil von Assoziation« begriffen, das eine »Desintegration des Bewusstseins« zur Folge hat (Lamprecht). Das Psychotrauma selbst wird als »unterbrochene Handlung«, also als spaltungs-analoger Vorgang definiert (Fischer). Ferner weisen die zentralen Mechanismen der akuten Traumaabwehr, die so genannten *Derealisierung* und *Depersonalisation*, eine metonymisch-synekdochische *pars pro toto*-Struktur (bei zerbrochenem *toto*) auf. Dabei werden die psychotraumatologischen (visualistisch-eidetischen) Deck-Erinnerungen als »dekontextualisierte Wahrnehmungsfragmente« begrifflich, die – wie die Metonymie – die randständigen Details einer Erlebensszene fokussieren und vom Gesamtzusammenhang abspalten (Fischer & Riedesser, Terr). Auch in der Psychotherapie und Biografieforchung von Shoah-Überlebenden und deren Nachkommen war ein »zeitloser Konkretismus« der Sprache und eine Blockierung der »Abgrenzung zwischen ... Phantasie und Tat, Wort und Ding« erkennbar, die die »Ichfunktion der Metaphorisierung« beeinträchtigt. Dieser »Konkretismus« wurde zudem in Formen der »Pseudometaphorisierung« und im Ausdrucksgestus des »desymbolisierenden«

dissoziativen »Bildern« von Borderline-Patienten nachgewiesen (Grubrich-Simitis, Rohde-Dachser), ein Befund, der uns an Lewis' *metonymische Satzmaschine*, Jamesons postmoderne »Intensitäten« und Lacans metonymisches Signifikanten-glissement zurückdenken ließ. Ferner entsprachen die Begriffe der »Pseudometaphorisierung« und des dissoziativen »Bildern« kognitionspsychologischen Erkenntnissen über die »dissoziative, zustandsabhängige Erinnerung« (Fischer & Riedesser).

Anhand von Pantojas auf Ricoeur beruhendem Konzept des »narrative emplotment of emotions« konnte der Aspekt der zeitlichen und narrativen Kontinuität verdeutlicht werden, der eine essenzielle psychische Grundvoraussetzung von assoziativen Modi des Erlebens und Interagierens darstellt. Dissoziative Prozesse üben auf diese narrative Grundkontinuität eine störende und unterbrechende Wirkung aus. Dabei muss gerade aus psychologischer Sicht gegenüber den geisteswissenschaftlichen Begriffen/Mythen des Genial-Kreativen (und Genial-Verrückten) unterstrichen werden: Ein Begriff der dissoziativen Kreativität (etwa in Anlehnung an Adornos »Unmetaphorisches« oder Benjamins »Sprengung« sowie Bohrers »Plötzlichkeit«) ist nach Maßgabe psychodynamischer Konzepte nicht sinnvoll. Kreative Operationen werden ausnahmslos assoziativen Prozessen zugewiesen. Auch Weiss unterstrich die essenzielle Bedeutung, die das assoziative »Raum-Zeitkontinuum« für alle Funktionen der sprachlich-reflexiven Symbolisierung hat. In beziehungsdynamischer und interaktionaler Hinsicht entspricht dem Rohde-Dachsers Begriff der *Triangulierung* des intra- und interpsychischen Interaktionsgefüges (was sich bereits in der dyadisch-doppelbindenden *Triangulierungs-Abwehr* bei Sloterdijks andeutete). Zuletzt konnte aus der empirischen Schlaf- und Traumforschung die ausdrückliche Feststellung bezogen werden, dass die *metonymische Verschiebung* nicht nur einen formal-rhetorisch anderen Vollzug darstellt, sondern im Gegensatz zur Verdichtung eine »defensive [psychische] Operation« (Mertens), bei der die »Verarbeitung neuer Informationen« und damit freilich auch die Bearbeitung von konflikthafter/traumatischer Erfahrung ins Stocken gerät. Als hilfreiche theoretische Systematisierung dieser (metonymischen) Phänomene der psychischen Desymbolisierung konnte z. B. Böhme-Bloems Konzept der differenzial-diagnostisch verschiedenen »semiotischen Niveaus« (von »Protosymbol, Übergangsphänomen und reifem Symbol«) herangezogen werden (das auf Bions Modell der Alpha- und Beta-Prozesse, auf Segals

Begriff der »symbolischen Gleichsetzung« und auf Lorenzers psychoanalytischer Symboltheorie beruht).

Vor diesem Hintergrund an handlungstheoretischen und psychologischen Befunden wird deutlich, dass Bohrs »Plötzlichkeit« als erstes, behelfsmäßiges Beobachungskriterium durchaus nicht vollkommen unbrauchbar war. Wo sich nämlich (ästhetische) Erfahrungen der plötzlichen Intensität äußern, sind dissoziative Funktionen wirksam; und es ist indirekt auf akute oder chronisch-strukturelle Psycho-/Beziehungstraumata hingewiesen. Ob es im Einzelfall um punktuell-manifeste oder strukturell-latente, mikro-traumatische Verletzungen über lange Zeiträume zu tun ist oder aber um ein komplexes Zusammenwirken beider Dimensionen – es sind seelische Verletzungen, bzw. es sind spezifische psychoaffektive Entwicklungs herausforderung, die die zumeist verdeckte Quelle von Erfahrungen der »Plötzlichkeit« und der punktuellen »Intensität« sind. In ihnen schlagen sich psychische Abspaltungen und Fragmentierungen nieder (und gehen darum auch stets mit anti-plötzlichen Stillstellungen nach dem Prinzip von eidetischem Flashback und Deckerinnerung einher). Deshalb trifft auch Bohleber, der dabei gewiss nicht an Bohrer oder Jünger dachte, die definitorische Feststellung, dass »das Plötzliche, Diskruptive und nicht zu [K]ontrollierende ... ein wesentlicher Faktor« des traumatischen Erlebnisses darstellt (2003, S. 830). Im ästhetik- und intellektualitäts-geschichtlichen Zusammenhang muss freilich ausdrücklich festgehalten werden, dass es hier selbstverständlich nicht darum gehen kann, die Äußerungsformen der *Dissoziativität* zu verurteilen, sie also z. B. von einer ideologiekritischen oder gar pathologisierenden Position aus zu »kritisieren«. Dies wäre schon allein deshalb unangemessen, weil ja dissoziative und psychotraumatische Erlebensanteile vollkommen unwillkürlich zum Ausdruck kommen und dabei im Grunde (in wenngleich ambivalenter bzw. ambivalenten Weise) auf ihre Bearbeitung und bessere psychische Integration zustreben. Nicht um eine neuerliche Spaltung/Polarisierung – von *dissoziativen versus assoziativen* Verfahren – geht es also. Zentrales Anliegen ist vielmehr eine historische und funktionsanalytische Rekonstruktion und somit ein besseres handlungstheoretisches Verständnis von dissoziativen (medialen) Interaktionsformen im kulturellen und intellektuellen Feld. Dies schließt freilich nicht aus, dass im Einzelnen qualitative und evaluative Hypothesen formuliert und geprüft werden. Die Annahme, dass Jüngers Kriegsschriften aufgrund der dissoziativen Elemente der ihnen impliziten Interaktions- und Übertragungsstruktur grundsätzlich wenig geeignet waren, den Autor und die

Leser dabei zu unterstützen, die Gewalterfahrungen und -handlungen der Weltkriege (wie auch seiner psychosozialen Anbahnung) in psychotraumatologisch günstiger Weise zu bearbeiten und zu integrieren, stellt eine solche Hypothese dar. (40) Dass Bohrer, Sloterdijk, Strauß und Walser – unter dem (un-)bewussten transgenerationalen Schatten Jüngers oder präziser: in einem Gegenübertragungs-Verhältnis zu seinen Texten – aus zum Teil anderen Gründen und anhand anderer Gegenstände zumindest in ihren Debatten-Beiträgen, psychotraumatologisch gesehen, ebenfalls eher ungünstig agierten, wäre eine weitere.

Die Notwendigkeit, sich diesen Fragen in handlungstheoretisch fundierter Weise zu stellen, wird umso deutlicher, wenn man den interaktionsanalytischen und psychotraumatologischen Ansatz zu Ende denkt: Nicht nur nämlich gehen Äußerungsweisen der dissoziativen »Plötzlichkeit« und »Intensität« auf psychotraumatische Erfahrungen zurück. Diese Äußerungsweisen müssen prinzipiell immer auch als mögliche Funktionsrelais in Betracht gezogen werden, die die erlebten psychotraumatischen Erfahrungen nicht so sehr bearbeiten helfen, als dass sie sie defensiv ausagieren, durch interaktionale (und institutionelle) Abwehrkonstellationen (im Sinne Mentzos' 1988) zu beherrschen suchen und dabei an ihre LeserInnen weitergeben. Die *transgenerationale Weitergabe* von gewalthaltigen und traumatischen Interaktionsformen (41) – früher sagte man: Perpetuierung – ist eine psychosoziale Funktion, die nicht nur durch lebensweltlich interagierende (Mit-)Menschen ausgeübt wird. Auch Texte/Filme, d. h. textuelle/mediale Interaktionen, haben Anteil an psychotraumatischen und -therapeutischen Handlungszusammenhängen. Kein geschriebener und/oder gelesener Text befindet sich jenseits des nie versiegenden menschlichen Bemühens, die erfahrenen Erlebnisse, seien sie freudvoll, konflikthaft oder traumatisch, mental zu integrieren – ein Bemühen, das freilich auch scheitern und fehlgehen kann und entsprechende psychosoziale Auswirkungen hat. Gerade auch die so genannte hohe Kunst ist hier immer nur *relativ autonom* – war doch schon Goethes Tasso zu dem ergreifenden Ausruf hingerissen: »Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, /gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide«?

Literarische und/oder mediale Texte sind Teil und Funktion von psychischen Interaktionsprozessen; sie haben lebensweltliche Ursachen und Folgewirkungen. (42) Umso mehr lässt sich sagen: Der textuelle Niederschlag von dissoziativen Erfahrungen kann nicht schon deshalb als psychotraumatologisch unschuldig gelten, weil hier die Interaktion textuelle oder sogar

literarische Form angenommen hat. Diese sozusagen ›schöngestige‹ Annahme widerspräche dem psychotraumatologischen Grundgesetz, dass das Gewaltpotenzial eines traumatischen Ereignisses/Erlebnisses sowohl auf Täter- als auch auf Opferseite zunächst zwangsläufig und in allen zur Verfügung stehenden Weisen und Medien weitergegeben wird, und zwar solange und in dem Maße, wie es nicht auf sozial- und beziehungs-therapeutischen Wegen, und das heißt immer auch: mit Hilfe soziokultureller Mittel und Medien, bearbeitet und psychoaffektiv entschärft werden kann. (43) Aus diesem Grunde möchte ich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive den Vorschlag machen, in den historischen und kulturellen Hinsichten der Psychotraumatologie neben dem Begriff der *transgenerationalen Weitergabe* ergänzend auch von einer *transtextuellen bzw. medialen Weitergabe* von gewalthaltigen und traumatischen Interaktionsformen zu sprechen und Kriterien zu deren Beschreibung sowie Erklärungen zu ihrer Genese und Wirkung zu entwickeln. Der hier diskutierte unterschiedliche Indikationswert von Metapher und Metonymie kann dabei nur ein aller erster Schritt sein. Denn dieses Kriterium ist ja nicht einfach dadurch zu operationalisieren, dass man es, wie Roman Jakobson dies tat, quantifiziert und einen metonymischen und metaphorischen Diskurs der Literatur konzipiert (wobei dann der literarische Realismus als eher metonymischer und die Romantik als eher metaphorischer Diskurs bezeichnet wird; Gallas 1981, S. 47). Vielmehr ist eine genaue kontextuelle sowie funktions- und interaktionsanalytische Untersuchung des jeweiligen Einzeltextes notwendig, die umsichtig und erschöpfend vorgehen muss, bevor Annahmen darüber formuliert werden können, inwiefern und auf welche Weise ein Text eher *konkordante* (abwehrdynamische) oder *komplementäre* (durcharbeitende) Übertragungsverhältnisse anbahnt – dies ein weiterer Konzeptualisierungsvorschlag (Weilnböck 2003f, insb. S. 456f.).

Immerhin: Die oben bereits angesprochene Frage, wie eine Kultur- und Handlungswissenschaft aussehen müsste, damit sie sich an einem Projekt der Historischen Psychotraumatologie beteiligen könnte und die Ereignisse, spezifischen Erlebnis- und Ausdrucksweisen der gewaltlatenten Zivilisationsgeschichte gerade des zwanzigsten Jahrhunderts in seinen transgenerationalen Wirkungen genauer beschreiben und erklären könnte, lässt erste Beantwortungsdimension erkennen. Diese Kulturwissenschaft müsste konsequent handlungstheoretisch konzipiert sein, d. h. ihre medien- und ästhetik-theoretische Gegenstandsbestimmung kann nicht mehr rein *texttheoretisch* im herkömmlichen

geisteswissenschaftlichen Sinn erfolgen. Vielmehr bedarf es eines *handlungs- und interaktionstheoretischen* Begriffs von medialer/ästhetischer Interaktion, der neben den Formen, Inhalten, Motiven, Genre- und Epochenkennzeichnungen der *Texte* auch die kognitiven und psycho-affektiven Handlungsweisen der *menschlichen Psychen* untersucht, die als AutorInnen und LeserInnen sowohl mit als auch vermittelt dieser Texte interagieren. Diese Kulturwissenschaft müsste ferner konsequent interdisziplinär sein, und zwar nicht nur in theoretisch-konzeptueller Hinsicht, sondern auch hinsichtlich des Gegenstandsbereichs und der Methodologie. Nach Maßgabe der heutigen Wissenschaftslandschaft, in der nicht unbedeutende Teile der Sozial- und Psychowissenschaften begonnen haben, hermeneutisch/qualitativ zu werden (jedoch methodenstreng geblieben sind), ist es eigentlich unabdingbar, dass auch die Kulturwissenschaften qualitative, d. h. handlungstheoretische Fragestellungen zulassen und mehr dazu übergehen, in einem multi-methodischen Forschungszusammenhang zu arbeiten, der Textanalyse mit qualitativ-empirischer Rezeptions- und Produktionsforschung zusammenführt (Weirnböck 2002g, 2003e, 2003d).

Bisher scheint das Gros der Geisteswissenschaften sich dem noch verschließen zu wollen. Die auch institutionell befestigten Bindungen an die genannten geisteswissenschaftlichen Faszinationen (etwa mit der philologischen Autonomie, oder aber Adornos Negativität, Benjamins Sprengung, Lacans/Sloterdijks Flottieren, Walsers innerlichen/literarischem Gewissen etc.) wirken stark. Die Einsicht in die vorrangig interaktionale Natur von Texten/Medien und der Wille, sie als solche auch qualitativ-empirisch zu erforschen, artikulieren sich demgegenüber eher abseits der Philologien vor allem in der Medienpsychologie bzw. in der sozialwissenschaftlichen Medienrezeptions- und Mediensozialisations-Forschung (dabei auch in den didaktiknahen Arbeitsfeldern der Leseforschung, Eggert & Garbe 1995). So haben z. B. die Medienpsychologen Charlton und Neumann-Braun bereits 1992 ein »Struktur- und Prozessmodell der Medieninteraktion« vorgelegt, das Medienrezeption handlungstheoretisch als regelgeleitetes soziales (Medien-)Handeln von Subjekten auffasst und rekonstruktiv erforscht. Es beruht auf der Grundannahme, dass es drei Faktoren sind, die die Medieninteraktion und deren persönliche »Nutzbarmachung« bestimmen, nämlich die Strukturen des Textes/Medienprodukts, ferner die Interaktionsstrukturen der sozialen Felder, die auf die persönliche Auswahl des Textes und den aktuellen Rezeptionsprozess der/s RezipientenIn einwirken, und letztlich deren spezifische,

biografisch bedingte Lebensthemen; die so verstandene »Mediennutzung« wirkt dann ihrerseits auf die aktuelle Lebens- und Entscheidungsgestaltung der Person zurück (Charlton & Schneider 1997, S. 24f.): »Die Leser-Text-Interaktion muss im Rahmen dieser [handlungstheoretischen] Konzeption als ein wechselseitig orientiertes soziales Handeln verstanden werden«. Charlton (1993) zieht den in der britischen Sprachpsychologie verwendeten Begriff des *dialogism* heran, der »die zahlreichen strukturell relevanten Gemeinsamkeiten« zwischen lebensweltlichen »Alltagsdialogen« von »Mediennutzern« und den »inneren Dialogen mit Medienausagen« bzw. der »Kommunikation des Rezipienten mit dem Medium« zu erfassen sucht (S. 11f.). »Sozial situierte und biografisch vorgeprägte Rezipienten« interagieren in »Zweckgebundenheit, Geplantheit, Selektivität und Widerständigkeit« mit Medienprodukten (S. 23). (44) In beziehungspsychologischer Verlängerung dessen ließe sich ergänzen: Sie nehmen dabei textuell vermittelte psychoaffektive Übertragungen auf und arbeiten sie in spezifisch persönlicher Weise in ihre Wahrnehmung und Lebensführung ein.

Dass diese handlungstheoretischen Grundannahmen den Geisteswissenschaften eher fremd sind, belegt auch eine persönliche Erfahrung in der Forschungspraxis, die Charlton über seinen Versuch berichtet, mit den Geisteswissenschaften in konkrete Zusammenarbeit zu treten: Nach langjährigen Forschungen, in denen Personen in verschiedenen Einzel- und Gruppensettings auf ihre persönliche Rezeption und Nutzung von Medienprodukten hin untersucht wurden, fasste Charlton ein Interesse auch an den Texten und Filmen selbst, die im psychologischen Setting immer nur indirekt, sozusagen als Katalysatoren präsent waren. Es folgte ein Versuch, literaturwissenschaftliche Ressourcen zu erschließen, auf deren Grundlage neben und zusammen mit der Rezeptionsforschung auch text- und produktanalytische Befunde zu erzielen wären. Nach einigen Sondierungen jedoch sah Charlton sich gezwungen, von diesem Vorsatz abzulassen. Er fand die literaturwissenschaftlichen Konzeptualisierungen überwiegend in *texttheoretischer* Weise verfasst, und es waren dort keine hinreichend differenzierten und operationalisierten Konzepte der textuellen Interaktion verfügbar, so dass eine direkte Zusammenarbeit mit der *handlungstheoretischen* Medienpsychologie schwerlich möglich war.

Eine psychotraumatologische Kunst- und Literaturforschung ist vor die gleichen Probleme gestellt. Die bloße Applikation von handlungstheoretisch nicht weiter befragten geisteswissenschaftlichen Begriffsbildungen wie etwa des »Plötzlichen«/»Intensiven«, des

Flottierenden oder des Avantgardistischen, oder ungünstiger noch: die Anwendung von mit geisteswissenschaftlicher Eigenwilligkeit nachempfundenen psychologischen Begriffen (z. B. des Traumas, der Identifikation etc.), werden hier nicht weiterhelfen. Die Geisteswissenschaften müssen beginnen, sich konsequent handlungstheoretisch und interdisziplinär zu konzipieren, um zentrale Fragestellungen der ästhetischen und medialen Interaktion – mithin des kulturellen Lebens – mit Aussicht auf weiterführenden Erkenntnisgewinn bearbeiten zu können. Im Hinblick auf eine solche epistemologische Weiterentwicklung wird dann auch vorstellbar, dass der aktuelle geisteswissenschaftliche Habitus Veränderungen erfährt und in Zukunft gegenüber den vielfältigen Versuchungen der auf verschiedenen Wegen tradierten *dissoziativ-genialen Intellektualität* – jener zentralen *déformation professionnell* der Philologien – besser gewappnet wäre. Wissenschaftlicher Zugewinn steht dabei nicht nur in sozial-, sondern auch in textwissenschaftlichen Fragen in Aussicht. Denn vor dem konzeptuellen Hintergrund eines – auch die psychoaffektiven Prozesse berücksichtigenden – *Interaktionsmodells* eröffnen sich schon im Bereich der Textanalyse neue Möglichkeiten der interdisziplinär gestützten Untersuchung. Diese wiederum würden dazu beitragen, dass die Geisteswissenschaften wesentlich mehr als bisher in den Stand gesetzt sind, zu den sich turnusmäßig wiederholenden – und sozusagen ›unerlösten‹ – Feuilleton-Debatten um Jünger, Sloterdijk, Strauß, Walser u. a. profunde handlungstheoretische Klärungen und funktionsanalytische (bzw. diskursethische) Einschätzungen beizusteuern. Wie anders sollte sich der für die Geisteswissenschaften nach wie vor verbindliche Anspruch, eine kultur- und gesellschaftskritische Reflexion leisten zu können, einlösen lassen, wenn nicht durch eine – assoziative – Vernetzung mit den anderen gesellschaftswissenschaftlichen Bereichen.

Anmerkungen

1 Insbesondere Brennecke (1994) und zuletzt Seferens (1998) haben überzeugende Einreden geleistet, sind aber in der geistesgeschichtlichen bzw. ideologiekritischen Argumentationsweise verblieben.

2 Das systematische Gegenteil von Plötzlichkeit, die »Kontinuität«, wird bei Bohrer lediglich im Allgemeinen und abstrakt erwogen: »Es versteht sich, dass die Problematik des Plötzlichen im

theoretischen Zusammenhang, der bisher erörtert wurde, den Gedanken der Kontinuität nicht verliert. Die Kontinuität bleibt der theoretischen Einlassung auf das Problem des Plötzlichen als eine voran gesetzte Bedingung erhalten, es sei denn, solches Denken verfiere der schieren Irrationalität« (1978, S. 344).

3 Zu den *eidetischen*, abbildgenauen Flash-Back-Erinnerungen (bzw. visualistischen Deck-Erinnerungen), die der frei-assoziativen Erinnerung und narrativen »Beschreib[ung]« entzogen sind, vgl. Rohde-Dachser (2000, S. 88, S. 96ff.), ferner Fischer & Riedesser zu den »visuellen, dekontextualisierten Wahrnehmungsfragmenten« (1998, S. 91f., S. 93, S. 147) und Eckhardt-Henns Feststellung, dass die hypnoiden Zustände der Dissoziation in allen Schweregraden dadurch gekennzeichnet sind, »dass die in ihnen auftauchenden Vorstellungen sehr intensiv, aber vom Assoziationsverkehr mit den übrigen Bewusstseinsinhalten abgesperrt sind« (in Mertens & Waldvogel 2000, S. 142).

4 Zum Begriff der Übertragung vgl. in Mertens & Waldvogel S. 114–118 bzw. S. 759–771.

5 Zu Diagnostik und Behandlung dissoziativer Störungen vgl. Lamprecht (2000, Kap. 6, S. 164ff.); vgl. ferner Eckhardt-Henn in Anm. 2; zur dissoziativen, zustandsabhängigen Erinnerung im psychotraumatologischen Sinn vgl. Fischer & Riedesser (1998, S. 88, S. 263); zur Dissoziation, die »vom Ich aktiv zu dem Zwecke eingesetzt [wird], die (vorbewussten) Repräsentanzen und die sich um sie kristallisierenden nicht-integrierbaren Ichzustände im bewussten Erleben voneinander zu separieren«, vgl. Rohde-Dachser (2000, S. 73); ferner Weirnböck (2003c, 2001, 2003b).

6 Der Begriff folgt dem Titel des einschlägigen *Spiegel-Spezial*-Magazins Nr. 1 (2004).

7 Dass diese Haltung sich als (konkordante) Übertragungsreaktion auf Jünger darstellen ließe, wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass auch die frühen Kriegsschriften Jüngers von spezifischen Phänomenen der Instabilität des Zeitbewusstseins gekennzeichnet sind (Weirnböck 2004a, 2005a/b).

8 Bauriedl (1984, S. 30, S. 55ff.) zu »Kontakt« und »Doppelbindung«.

9 Manfred Frank bemerkt trefflich: »Der logisch nachgeordnete, zeitlich frühere Vorgang« von Sloterdijks Selbstverteidigung »beginnt inzwischen mit Recht, mehr Aufmerksamkeit zu erregen als der Auslöser der ganzen Affaire« (in: *Die Zeit* Nr. 39, 23. Sept. 1999).

10 Zur projektiven Identifizierung, aufgrund derer sich »das Verhalten der anderen Person tatsächlich verändert«, vgl. Kernberg et al. (2000, S. 77 und S. 89).

11 Zum Begriff der (un-)vollständigen Triangulierung (bei narzisstischen und borderline Störungen mit intensiven Dynamiken der projektiven Identifizierung) vgl. insbesondere Rohde-Dachser (1987), wie auch zum paradigmatischen Unterschied zwischen (1) triangulierten, d. h. »loyalen«, »von allen Beteiligten gebilligten«, »ambivalent erlebbaren« und »reziproken« (drei- oder mehrpoligen) Beziehungen, in denen alle Beteiligten sich als voneinander getrennte Individuen erleben, einerseits und (2) der fatalen Konstellation von »konkurrierenden Dyaden« andererseits, »die einen Dritten ständig mit (temporärem) Ausschluss bedrohen«, ihn aber auch (doppel-) binden, und in denen »die autonome Teilbeziehung zwangsläufig zum Verrat [wird]« (781ff.).

12 Der Strukturbefund der dyadisch-doppelbindenden *Triangulierungs-Abwehr* lässt sich auch für Sloterdijks zweieinhalbtausend Seiten umfassende *Sphären-Trilogie* (Bd. I: *Blasen*; Bd. II: *Globen*; Bd. III: *Schäume*) aufweisen, insbesondere in deren begrifflichem Inventar der negativen Gynäkologie, vorgeburtlichen Nibelungentreue, dyadischen Intimität und Zweieinigkeit, dem plazentalen Nihilismus etc.

13 Ähnliche Überlegungen können auch für Martin Walsers *Friedenspreis-Rede* angestellt werden. Hardtmann (2001), die die psycho- und gruppodynamischen Gesichtspunkte erörtert, unterstreicht die in dieser Rede wirksame, aber unausgesprochene Gekränktheit (S. 145), die Feindbildprojektionen (S. 144), die narrativen Verdeckungen und die Poetologie der anti-assoziativen »Verbergungsroutinen« (S. 142), den rein privaten, literarischen Gewissensbegriff, das hohe Maß an negativen Affektübertragungen und (ausgehend von Bion) die gruppodynamische Polarisierungs-Übertragung (S. 144). Sie stellt diese Phänomene in einen psychotraumatologischen Zusammenhang und spricht dabei nicht ausdrücklich von Dissoziation, sondern erwähnt Bions Konzept des Faktors »-K (minus K)«, der als sprachanalytischer Faktor anzeigt, dass eine sprachliche Äußerung »nicht einem Mehr an Wissen (K = knowledge), sondern einem Weniger [dient]«, also Abwehrfunktion hat (S. 142, S. 152).

14 Weinstein zitiert aus der amerikanischen Ausgabe von Hitlers *Mein Kampf*: »For me this was the time of the greatest spiritual upheaval I have ever had to go through.« (1980, S. 84)

15 Zur psychotherapeutischen und psychiatriegeschichtlichen Perspektive auf Phänomene des (reduzierten) Zeitbewusstseins im Kontext der Melancholie-Konzepte vgl. Kobayashi (1998). Zum

Zeitbewusstsein im Kontext des Borderline-Syndroms vgl. Rohde-Dachser (2000) und Kernberg et al. (2000).

16 Siehe insbes. das Kap. 2, S. 35ff., in dem Jameson vor allem mit Lewis' Roman *Tarr* arbeitet. Dort werden z. B. Fantasien über eine »fierce band of slatternly savages« ausgeführt, deren »most brutal appetites« wirksam sind, »bursting through walls and partitions, flinging down doors« (S. 43).

17 Vgl. hierzu auch Rohde-Dachsers Konzept des Borderline-Dialogs (2000, S. 60ff.), der »formalen und inhaltlichen Denkstörungen« und der »Störungen der Assoziationsprozesse« (ebd. S. 48f.).

18 Rohde-Dachser zeigt darüber hinaus einige sehr eindrückliche Beispiele für die bei Borderline-Patienten durchgängig feststellbare »Überbesetzung der visuellen Wahrnehmungsfunktion« auf (2000, S. 97ff.). Diese Visionen können »visuelle«, »dekontextualisierte Wahrnehmungsfragmente« enthalten, »die von ihrem situativen Kontext abgelöst [sind]« und »dennoch Aspekte der traumatischen Situation [detailgetreu] wieder[geben]« (Fischer & Riedesser 1998, S. 91).

19 Hier antizipiert Jameson Beobachtungen, die in jüngerer Zeit im Kontext des borderlinen Gewalt- und Körperagerens systematische Aufmerksamkeit erfuhren (Weilnböck 2003b); sie waren jedoch bereits in Kohuts Begriff des *adversativen Narzissmus*, in Laings *Pseudokonflikt* (1975, S. 118) und Bauriedls *Pseudo-Feindschaft* (1984, S. 22) enthalten.

20 Siehe in Teil 11 zu Böhme-Bloem (2002), Weiss (2003) und Lorenzer (1983).

21 Diese Spannung wird erst seit einem Jahrzehnt häufiger wahrgenommen. Golsan (1994) versammelt eine Reihe der einschlägigen Thematiken und Oeuvres; vgl. meine Besprechung in *Referatedienst des Forschungsschwerpunkts Literaturwissenschaft* 28/4 (1996).

22 Eine sich daraus ableitende Suche nach den Gewalt- und Traumalatenzen in Hölderlins Texten könnte durchaus reichhaltige Funde zusammentragen (Weilnböck 2002d).

23 Zum Begriff der Traumasurecht/Traumaphilie vgl. Fischer & Riedesser (1998, S. 137, 355).

24 »Pathos heißt Leiden. Es ist der deutschen Klassik eigen, daß in ihr das Pathos zu einer Freude geworden ist« (Pott 69).

25 Vgl. hierzu auch Kolja Mensing, in: *tageszeitung* 29./30. Jan. 2000.

26 Wenn der Psychoanalyse der Ausgang aus diesem selbstverschuldeten »Intrapsychismus« (Fischer 2000, S. 20) wahrscheinlich eher gelingen wird als der Philosophie, wird dafür wohl die Psychotraumatologie Sorge tragen, die den »umwelttheoretischen und ökologischen Aspekt« von Psyche akzentuiert und so »ein nützliches Korrektiv zur transzendentalphilosophischen ... Verabsolutierung des Intrapsychischen« bereitstellt (Fischer & Riedesser 1998, Glossar).

27 Welzer et al. 2002, S. 78; vgl. auch Jan Lohls Besprechung in: Psychoanalytische Familientherapie 7 (2003, S. 104ff.).

28 Diese tropen-spezifische Frage ist weder in der Psycholinguistik noch in den Therapiewissenschaften systematisch erwogen worden. Allerdings gibt es eine lange Tradition von sich weitgehend kursorisch und implizit artikulierenden psychotherapeutischen Annahmen über die allgemeinen Funktionen von figurativer Sprache in der Therapie. Eine erste Darstellung und Ausarbeitung geben Pollio, Barlow, Fine & Pollio (1977): » ... the role of novel figurative usage in facilitating insightful experience in psychotherapy has its own history in the psychiatric literature although this history is subterranean and hardly ever explicit. Never does a conscientious search of the relevant literature reveal direct reference to figurative language and its relation to insight despite the fact that the possibility of such dialogue is ever present« (S.130, S. 102).

29 Schulte-Sasse & Werner (1977) und Eicher & Wiemann (1997) verwenden u. a. als Beispiele: Goethes »die Segel blühen« und die Zeitungsmeldung »Bonn senkt die Steuern«.

30 Vgl. hierzu Weilnböck (2004b) wie auch allgemein die DFG-Forschergruppe Narratologie an der Universität Hamburg (www.narrport.uni-hamburg.de), in deren Kontext sich freilich auch die nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten abbilden, die die Philologien erfahren, wenn sie versuchen, sich an einem interdisziplinären Austausch zu beteiligen. Vgl. insbesondere Weilnböck (2004i).

31 Die Internet-Veröffentlichungen zitiere ich nach den dort gegebenen Absatznummern.

32 Dass AutorenInnen der jüngeren entwicklungs- und kognitionspsychologischen Affekt-Forschung (Pantoja) in ihren meta-theoretischen Überlegungen narratologische Konzepte zugrunde legen, unterstreicht die psychogenetische Bedeutsamkeit der Fragen der assoziativen und/oder narrativen Verknüpfung.

33 Für einen forschungsgeschichtlichen Überblick zu den entsprechenden Metaphertheorien vgl. Buchholz (1996, S. 13ff., insbesondere S. 22ff.).

34 Bereits Lakoff & Johnson (2003, S. 57–63) unterschieden Metapher und Metonymie lediglich formal; vgl. auch Rudolf Schmitts Review Essay in *FQS* (www.qualitative-research.net), Vol. 5, No. 2, Mai 2004.

35 Vgl. auch Terr (1995): »Spaltung ist keineswegs eine Krankheit, sondern ein Mechanismus. Jemand, der spaltet, ist keine gespaltene Persönlichkeit, wie Schizophrene häufig irreführenderweise bezeichnet werden« (S. 193).

36 Hierin folge ich der dialektischen Trauma-Definition von Fischer & Riedesser, die geeignet ist, die Psychotraumatologie als Paradigma für die Sozial- und Therapiewissenschaften wie auch für die Geschichts- und Kulturwissenschaften zu erschließen: »Psychisches Trauma ist ein vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt« (Fischer 2000, S. 12).

37 Zur *out-of-body-experience* vgl. Fischer & Riedesser (1998, S. 238, S. 341f.)

38 Dass diese Desymbolisierungen nicht von umgrenzter Natur sind, sondern mit Defiziten in den zentralen Ichfunktionen von Erzählen, Erinnern und Zeitbewusstsein zusammenhängen, stellt auch Weiss heraus, indem er die Strategien der Herstellung von »Zeitlosigkeit als Abwehr der Konflikte« der relativ reifen »depressiven Position« aufführt (2003, S. 865). In dieser Perspektive zeigt die Zeitlosigkeit ein Verblieben-Sein in der paranoid-schizoiden Position an.

39 Dies hat sicher auch wesentlich damit zu tun, dass der Psychotraumatologie bzw. den Psychotherapiewissenschaften sprachwissenschaftliche Fragen nicht unbedingt näher liegen, als den Philologien psychologische Fragen.

40 Der für die Prüfung einer solchen Hypothese zu treibende methodologische Aufwand sowie die theoretischen Vorkehrungen sind nicht zu unterschätzen, denn mit einfachen philologischen und kultur- sowie motiv-geschichtlichen Verweisen ist es hier nicht getan (vgl. Weilnböck 2005a/b).

41 Beispielgebend für die inzwischen umfangreiche Literatur zur Frage der transgenerationellen Weitergabe von Traumata siehe Bergmann et al. (1998).

42 Für die nicht-geisteswissenschaftlichen LeserInnen muss hier ausdrücklich gesagt werden, dass handlungs- und interaktions-analytische Hypothesen im Mainstream der Philologien

nichtsdestoweniger ein relativ großes Tabu darstellen. Nicht nur sind dort psychologische Begriffe nicht gern und immer seltener gesehen; auch werden psychologische Hypothesen über textuelle Interaktionen häufig voreilig und pauschal als unziemliche »Pathologisierungen« oder »Politisierungen« des Autors disqualifiziert. Ich habe den Eindruck, dass hier fachgeschichtliche Traumatisierungen wirksam sind, die aus Zeiten der hohen Politisierung der Germanistik herrühren, insbesondere aus der Zeit des Nationalsozialismus und der Studentenbewegung, in denen ja tatsächlich nicht selten recht unziemlich politisiert und psychologisiert wurde.

43 Zu den Begriffen von Durcharbeiten und Containing bei Fischer & Riedesser (1998, S. 206ff.) und Mertens & Waldvogel (2000, S. 114ff.).

44 Insgesamt plädiert Charlton, der freilich noch keine psychotraumatologischen Begriffe nutzte, »für eine interdisziplinäre und multitheoretische Erforschung des Rezeptionsprozesses« (1997, S. 33); vgl. meinen Besprechungssessay in *Referatedienst/Paratexte printmedial 1* (2000, S. 229–238).

Literatur

Adorno, Th. W. (1965): *Noten zur Literatur III*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).

Arnold, H. L. & Detering, H. (Hg.) (1996): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München (DTV).

Bauriedl, Th. (1984): *Beziehungsanalyse. Das dialektisch-emanzipatorische Prinzip der Psychoanalyse und seine Konsequenzen für die psychoanalytische Familientherapie*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).

Benjamin, W. (1977): *Illuminationen. Ausgewählte Schriften*. Hg. v. Unseld, S. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).

Benjamin, W. (1980): *Gesammelte Schriften*. Hg. v. Tiedemann, R. & Schweppenhäuser, H., Frankfurt a. M. (Suhrkamp).

Bergmann, M. S., Milton, E. J. & Kestenber, J. S. (Hg.) (1998): *Kinder der Opfer, Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust*. Frankfurt a. M. (Fischer).

Bohleber, W. (2003): Die Entwicklung der Traumatheorie in der Psychoanalyse. In: *Psyche* 9/10, S. 797–839.

Bohrer, K. H. (1970): *Die gefährdete Phantasie, oder Surrealismus und Terror*. München (Hanser).

- Bohrer, K. H. (1978): Die Ästhetik des Schreckens. Die pessimistische Romantik und Ernst Jüngers Frühwerk. München (Hanser).
- Böhme-Bloem, Ch. (2002): »Der Mensch ist, was er isst.« Ess-Störung als Ausdruck gestörter Identität und mangelnder Symbolbildung. In: Hirsch, M. (Hg.) (2002): Der eigene Körper als Symbol? Der Körper in der Psychoanalyse von heute. Gießen (Psychosozial-Verlag), S. 93–114.
- Braese, S. (2003): Zwischen Trauma und Publikum – Zeugenschaft und Literatur am Beispiel Primo Levis. In: Psyche 9/10, S. 960–981.
- Brennecke, R. (1992): Militanter Modernismus. Vergleichende Studien zum Frühwerk Ernst Jüngers. Stuttgart (Metzler).
- Breuer, D. (1974): Einführung in die pragmatische Texttheorie. München (Fink).
- Bronfen, E., Erdle, B. R. & Weigel, S. (Hg.) (1999): Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster. Köln (Böhlau).
- Buchholz, M. (1996): Metapher der »Kur«. Eine qualitative Studie zum psychotherapeutischen Prozess. Opladen (Westdeutscher Verlag)
- Caruth, C. (1995): Trauma als historische Erfahrung: Die Vergangenheit einholen. In: Baer, U. (Hg.) (2000): »Niemand zeugt für den Zeugen«. Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah. Frankfurt a. M. (Suhrkamp), S. 960–981.
- Charlton, M. & Schneider, S. (Hg.) (1997): Rezeptionsforschung. Theorien und Untersuchungen zum Umgang mit Massenmedien. Opladen (Westdeutscher Verlag).
- Charlton, M. (1993): Methoden der Erforschung von Medienaneignungsprozessen. Medienrezeption als Aneignung. In: Holly, W. & Püschel, U. (Hg.) (1993): Methoden und Perspektiven qualitativer Sozialforschung. Opladen: (Westdeutscher Verlag), S. 11–26.
- Charlton, M. & Neumann(-Braun), K. (1992): Medienkindheit – Medienjugend. Eine Einführung in die aktuelle kommunikationswissenschaftliche Forschung. München (Quintessenz).
- Eicher, Th. & Wiemann, V. (Hg.) (1997): Arbeitsbuch Literaturwissenschaft. Paderborn (Schöningh).
- Ehlert-Balzer, M. (1996): Das Trauma als Objektbeziehung. In: Forum Psychoanalyse 12, S. 291–314.
- Eggert, H. & Garbe, C. (1995): Literarische Sozialisation. Stuttgart (Metzler).

- Figal, G. & Schwilk, H. (1994): *Magie der Heiterkeit. Ernst Jünger zum Hundertsten*. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Fischer, G. & Riedesser, P. (1998): *Lehrbuch der Psychotraumatologie*. München (Ernst Reinhardt).
- Fischer, G. (2000): *Psychoanalyse und Psychotraumatologie*. In: Mauser, W. & Pietzcker, C. (Hg.) (2000): *Trauma. Freiburger literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse*. Band 19. Würzburg (Königshausen /Neumann), S. 11–26.
- Gallas, H. (1981): *Das Textbegehren des »Michael Kohlhaas«*. Die Sprache des Unbewussten und der Sinn der Literatur. Reinbek (Rowohlt).
- Golsan, R. J. (Hg.) (1994): *Fascism, Aesthetics and Culture*. Hanover NH (University Press of New England).
- Grubrich-Simitis, I. (1998): *Vom Konkretismus zur Metaphorik*. In: Bergmann et al. (Hg.), S. 357–379.
- Hardtmann, G. (2001): *Nachträglichkeit und das Trauma der Erinnerung. Vom Geist, der stets das Gute will und doch das Böse schafft. Die Walser-Rede und -Debatte 1998*. In: Bohleber, W. & Drews, S. (Hg.) (2001): *Die Gegenwart der Psychoanalyse – die Psychoanalyse der Gegenwart*. Stuttgart (Klett-Cotta), S. 139–153.
- Heidegger, M. (1980): *Hölderlins Hymnen »Germanien« und »Der Rhein«*. In: Gesamtausgabe, II. Abteilung. Vorlesungen 1923–1944. Bd. 39. Hgg. von Ziegler, S., Frankfurt a. M. (Vittorio Klostermann).
- Heim, R. (2002): *Der geklonte Doppelgänger. Vom Humanismus der Psychoanalyse im »Menschenpark«*. In: *Psyche* 56, S. 1122–1146.
- Hirsch, M. (Hg.) (2002): *Der eigene Körper als Symbol? Der Körper in der Psychoanalyse von heute*. Gießen (Psychosozial-Verlag).
- Jameson, F. (1979): *Fables of Aggression. Wyndham Lewis, the Modernist as Fascist*. Berkeley (University of California Press).
- Jameson, F. (1986): *Postmoderne – zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus*. In: Huysen, A. & Scherpe, K. (Hg.): *Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels*. Reinbek (Rowohlt), S. 45–103.

- Jesch, T. (1998): Das Subjekt in Märchenraum und Märchenzeit. Eine struktural-psychoanalytische Textstudie vor der Folie antipädagogischen Denkens. Wien (Passagen).
- Jünger, E. (1978): Sämtliche Werke. Tagebücher I. Der erste Weltkrieg. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Juranville, A. (1994): Madelein Janets »Fall« (1863–1918) und Thérèse de Lisieux (1873–1897). In: Fragmente. Schriftenreihe für Kultur-, Medien- und Psychoanalyse 44/45, S. 257–265.
- Kallmeyer, W. (Hg.) (1974): Lektürekolleg zur Textlinguistik. Frankfurt a. M. (Fischer)
- Kobayashi, T. (1998): Melancholie und Zeit. Frankfurt a. M. (Stroemfeld).
- Kohut, H. (1972): Thoughts on Narcissism and Narcissistic Rage. In: Psychoanalysis of the Child 27, S. 245–264. Dt.: (1973): Überlegungen zum Narzissmus und zur narzisstischen Wut. In: Psyche 6, S. 513–554.
- Kohut, H. (1973): Narzissmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzisstischer Persönlichkeitsstörungen. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Kernberg, O. F., Dulz, B. & Sachsse, U. (Hg.) (2000): Handbuch der Borderline-Störungen. Stuttgart (Schattauer).
- Lacan, C. (1980): Schriften I bis III. Hg. v. Haas, N. Weinheim (Quadrige).
- LaCapra, D. (1994): Representing the Holocaust – History, Theory, Trauma. Ithaca (Cornell University Press).
- Laing, R. D. (1975): Mystifikation, Konfusion und Konflikt. In: Grassi, E. V. (1975): Familientherapie. Theorie und Praxis. Bd. 2., Reinbek (Rowohlt), S. 110–29.
- Lakoff, G. & Johnson, M. (2003): Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. 3. Aufl. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Lamprecht, F. (Hg.) (2000): Praxis der Traumatherapie. Was kann EMDR leisten? Stuttgart (Pfeiffer).
- Lausberg, H. (1963): Elemente der literarischen Rhetorik. München (Max Hueber).
- Lewandowski, T. (1979): Linguistisches Wörterbuch. Heidelberg (Quelle & Meyer).
- Lorenzer, A. (1983): Sprache, Lebenspraxis und szenisches Verstehen in der psychoanalytischen Therapie. In: Psyche 2, S. 97–115.
- Lyotard, F. (1988): Heidegger und »die Juden«. Wien (Passagen).
- Mahler-Bungers, A. (2000): »Das Wort entschlief, als jene Welt erwachte.« Zur Literatur des Holocaust. In: Mauser, W. & Pietzcker, C. (Hg.) (2000): Trauma. Freiburger

- literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse. Band 19. Würzburg (Königshausen & Neumann), S. 24–54.
- Mentzos, S. (1988): Interpersonale und institutionalisierte Abwehr. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Mertens, W. (1999): Traum und Traumdeutung. München (Beck).
- Mertens, W. & Waldvogel, B. (2000) (Hg.): Handbuch der psychoanalytischen Grundbegriffe. Stuttgart (Kohlhammer).
- Miller, J. H. (1990): Versions of Pygmalion. Cambridge (Harvard University Press).
- Morgenroth, Ch. & Reuleaux, N. (2004): »... Denn sie wussten, was sie taten.« Über die Sichtbarkeit des Unsichtbaren. In: Psyche 3, S. 272–281.
- Pagel, G. (1989): Lacan zur Einführung. Hamburg (Junius).
- Palombo, S. R. (1994): Connectivity and condensation in dreaming. In: Journal of the American Psychoanalytic Association 75, S. 1139–1159.
- Pollio, H. R., Barlow, J. M., Fine, H. J. & Pollio, M. R. (1977): Psychology and the Poetics of Growth: Figurative Language in Psychology, Psychotherapy and Education. Hillsdale, NJ (Lawrence Erlbaum).
- Pott, H.-G. (1996): Zur Pathologie des klassischen Pathos – Schiller, Hölderlin. In: Bolz, N. (Hg.) (1996): Das Pathos der Deutschen. München (Fink).
- Pantoja, A. P. F. (2001). A Narrative-Developmental Approach to Early Emotions. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research 2(3), www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-01/3-01pantoja-e.htm
- Ricoeur, P. (1991): Life in quest of narrative. In: Wood, D. (Hg.) (1991): On Paul Ricoeur: Narrative and Interpretation. New York (Routledge), S. 20–34.
- Rohde-Dachser, Ch. (1987): Dreieckskonstellationen bei Borderline-Störungen. In: Psyche 9, S. 773–800.
- Rohde-Dachser, Ch. (2000): Das Borderline-Syndrom. Stuttgart (Hans Huber).
- Schiwy, G. (1985): Poststrukturalismus und Neue Philosophen. Reinbek (Rowohlt).
- Schulte-Sasse, J. & Werner, R. (1977): Einführung in die Literaturwissenschaft. München (Fink).
- Seferens, H. (1998): »Leute von vorgestern und übermorgen.« Zur politischen Ikonographie im Werk Ernst Jüngers. Bodenheim (Philo-Verlag).

- Sloterdijk, P. (1994): Nietzsche im Monsterpark. Für eine kleine Theorie der Jahrhundertwende. In: Figal, G. & Schwilk, H. (Hg.) (1994), S. 109–132.
- Sokel, W. H. (1993): The Postmodernism of Ernst Jünger in his Proto-Fascist Stage. In: *New German Critique* 59. S. 33–40.
- Terr, L. (1995): Schreckliches Vergessen, heilendes Erinnern. Traumatische Erfahrungen drängen ans Licht. München (Kindler).
- Strauß, B. (1993): Anschwellender Bocksgesang. In: *Der Spiegel* 6, S. 202–207.
- Weber, S. M. (1987): Rückkehr zu Freud. Jacques Lacans Ent-stellung der Psychoanalyse. Wien (Passagen).
- Weigel, S. (1999): *Télescopage* im Unbewussten. Zum Verhältnis von Trauma, Geschichtsbegriff und Literatur. In: Bronfen, E., Erdle, B. R. & Weigel, S. (Hg.) (1999), S. 51–76.
- Weilnböck, H. (1998a): »Wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felsen geschleudert«. Die Gewaltthematik in Hölderlins ›Hyperion‹ in beziehungsanalytischer Perspektive. In: Bay, H. (Hg.): *Hyperion – Terra Incognita. Expeditionen in Hölderlins Roman*. Opladen (Westdeutscher Verlag), S. 135–161.
- Weilnböck, H. (2000b): Qualitative Medienrezeptions-Forschung und beziehungsanalytische Literaturwissenschaft – eine interdisziplinäre Möglichkeit? Interdisziplinäre Überlegungen zu: Charlton, M. & Schneider, S. (Hg.) (1997): *Rezeptionsforschung. Theorien und Untersuchungen zum Umgang mit Massenmedien*. Opladen (Westdeutscher Verlag). In: *Referatedienst / Paratexte printmedial* 1, S. 229–238.
- Weilnböck, H. (2001a): Psychotraumatologie. Über ein neues Paradigma für Psychotherapie und Kulturwissenschaften. In: www.literaturkritik.de/txt/2001-10/2001-10-0102.html
- Weilnböck, H. (2002c): Die verklärte Melancholie der (post-)modernen Intellektualität. Ein Votum für Beziehungs-/Gruppenanalyse und Psychotraumatologie in den Geisteswissenschaften. In: *Psychosozial* 25, S. 123–139.
- Weilnböck, H. (2002d): »Ha! geht / Nun immerhin zu Grund, ihr Nahmenlosen! / Sterbt langsamen Tods ... es stehet dürr / Das Land«. Zu Phänomenen der Gewalt und beziehungs-dynamischen Traumatik in Hölderlins ›Empedokles‹. In: *Hölderlin-Jahrbuch* 32 (2002/2003), S. 293–229.

- Weilnböck, H. (2002g): »Dann bricht sie in Tränen aus.« Übertragungen von Trauer/-Abwehr im Text und im Gruppenanalytischen Literaturseminar über Judith Hermanns Hunter-Tompson-Musik. In: Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 22. Themenband: Trauer. S. 241–261.
- Weilnböck, H. (2003b): Die Psychoanalyse des körperlichen und gestischen Agierens. Über ein neues Paradigma für Psychotherapie und Kulturwissenschaften. In: www.literaturkritik.de und www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=5676
- Weilnböck, H. (2003d): Das »Gruppenanalytische Literaturseminar«. Zur Anwendung der Gruppenanalyse in der Kulturvermittlung. Mit neuen Aspekten zur Interpretation von Heiner Müllers Prosatext »Vater«. In: Gruppenanalyse 1, S. 63–85.
- Weilnböck, H. (2003e): Leila: Dissoziative (Medien-) Interaktion und Lebensweg einer jungen Erwachsenen. Eine (medien-)biografische und psychotraumatologische Fallstudie. In: Forum Qualitative Sozialforschung. www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03weilnboeck-d.htm
- Weilnböck, H. (2003f): Claude Lanzmanns »Shoah« und James Molls »Die letzten Tage«. Psychotraumatologische Analysen von Bearbeitungen der Shoah im Film. In: Schmitz, W. (Hg.) (2003f): *Erinnerte Shoah – Die Literatur der Überlebenden*. Beiträge des Internationalen Kolloquiums an der Technischen Universität Dresden unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Johannes Rau. Dresden (Thelem), S. 444–494.
- Weilnböck, H. (2004a): » ... dazu passend: Rotwein mit Eierkognak zur Hälfte in einem bauchigen Glas«. Borderline literarische Interaktion und Gewalt am Beispiel von Ernst Jüngers Kriegsschriften. In: Hagedstedt, L. (Hg.) (2004): *Ernst Jünger: Politik – Mythos – Kunst*. München (De Gruyter). Im Druck.
- Weilnböck, H. (2004i): Observations and Thoughts on the Philologies' Inability to Become Interdisciplinary. In: Forum Qualitative Sozialforschung, www.qualitative-research.net. Im Druck.
- Weilnböck, H. (2004b): Psycho-Trauma, Media-Narration and the Literary Public. With Some Thoughts About the Difficulty to Become Interdisciplinary. In: J.-Ch. Meister (Hg.) (2004): *Narratology Beyond Literary Criticism*. München (De Gruyter). Im Druck.

- Weilnböck, H. (2005a/b): Borderline literarische Interaktion am Beispiel Ernst Jüngers. Band 1: Induktive Textanalyse der frühen Kriegsschriften. Band 2: Literaturpsychologische Auswertung und Modellbildung der literarischen Interaktion. (Habitationsmanuskript.) In Verhandlung, voraussichtlich: Würzburg (Königshausen & Neumann).
- Weinberg, M. (1999): Trauma – Geschichte, Gespenst, Literatur – und Gedächtnis. In: Bronfen, E., Erdle, B. R. & Weigel, S. (Hg.) (1999), S. 173–206.
- Weinrich, H. (1967): Semantik der Metapher. In: Folia Linguistica. Acta Societatis Linguisticae Europaeae 1, S. 3–17.
- Weinstein, F. (1980): The Dynamics of Nazism. Leadership, Ideology, and the Holocaust. New York (Academic Press).
- Weiss, H. (2003). Zeiterfahrung und depressive Position. In: Psyche 9/10, S. 857–873
- Welzer, H., Moller, S. & Tschugnall, K. (2002): »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt a. M. (Fischer).